

02|2020

CAMPUS:REPORT

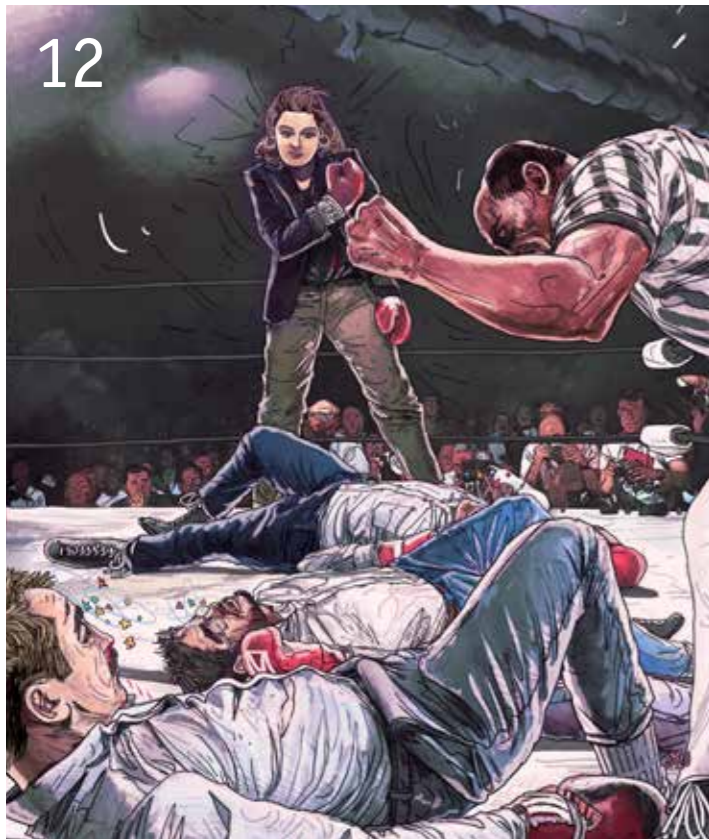
Schwerpunkt Gender

Der kleine Unterschied

- James Bond und die Männlichkeit
- Gendersprache: Unfug oder Muss?
- Väter: Mehr als Mamas Helfer

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken



Selfie

04 Welle des Erfolgs

Mensch!

08 Wo unterrichten Mut erfordert

Schwerpunkt Gender: Der kleine Unterschied

- 10 Bond bleibt Bond
- 12 In der Kampfarena
- 15 Socken mit Gesicht
- 16 Das Kreuz mit dem Sternchen
- 18 Junge oder Mädchen? Kind!
- 20 Wie, nur drei?
- 22 Gibt es intersexuelle Tiere?
- 23 Mit männlichem Verstand
- 26 Mehr als Mamas Helfer
- 30 Familienfreundlich ausgebremst? | Er, sie, Arbeitsteilung: Rolle rückwärts? | Zahl des Hefts: 1
- 32 Die Nächste, bitte!

Alumni

34 Mit Sprache überzeugen

Campus

- 35 Energy For Future | Antje Boetius kommt später | Gutes tun im Ehrenamt
- 36 Was machen Sie da?

Forschung

- 38 Gewässer im Stress | MARIE verlängert
- 39 Besseres Anodenmaterial für Batterien | Rohstoffe aus Abfall
- 40 Cyberattacken verhindern | Der Hafen als Labor | 3D-Laserdruck in Farbe
- 41 Warum sich junge Menschen radikalisieren | Flüssiggas statt Diesel | Stärken bündeln, Spitzenforschung fördern

hin & weg

42 „Gemütlich“ | Petta reddast!

Gesundheit

- 44 Online-Süchte | Mit UV-Licht gegen Corona | Darmbakterien und Hirninfarkt
- 45 Schützt Bildung vor Demenz? | Das heimliche Virus erforschen | Leberschäden vorbeugen

Personalien

46 Neu an der Uni

Eselsohr

50 Anonyme Poetin

51 Impressum

Welle des Erfolgs

Zu Besuch im Entwicklungszentrum für
Schiffstechnik und Transportsysteme DST





2



3



4

- 1 (Seite 4-5) Acht Meter Durchmesser hat der Steuerstand des Versuchs- und Leitungszentrums für Autonome Binnenschiffe. Hier kann man Assistenzsysteme und Komponenten in Echtzeit testen.
- 2 Simon Kleinert und Pia Klump am Kartentisch. Über ein OpenSource-Navigations-Programm lässt sich nahezu jede Karte laden und an die Wand werfen.
- 3+4 Die Einstellungen im realen Steuerstand samt Bordinstrumenten bilden die Schiffsbewegung digital korrekt ab.
- 5 Blick vom Schleppwagen: Ingenieurin Doris Maly verfolgt das Schiffsmodell und die Versuchsdurchführung.
- 6 Experiment im 200 Meter langen Schlepptank: Wie verhält sich das Schiff mit seiner Ladung?



5

Fotos (5) : Frank Preuß

Ein bisschen sieht's schon aus wie Kino: riesige 360°-Leinwand, 19 Projektoren. Die Sitzplätze allerdings sind rar, einer ist's, genau genommen. Ohne Getränkehalterung, dafür mit Knöpfen, Schalthebeln, Displays – und einer prächtigen Rundum-Sicht auf die Wasserstraße, auf der man gerade sein will. Gerade ist es der Dortmund-Ems-Kanal.

Der Film, der hier läuft, hat Zukunft. Er spielt in einer Zeit, in der Schiffe keinen Kapitän an Bord mehr haben, denn sie fahren von Land aus ferngesteuert bzw. sogar vollends automatisch. Standard wird das wohl erst in ein bis zwei Jahrzehnten sein.

Die Technik und die Assistenzsysteme, die es dafür braucht, werden aktuell am Entwicklungszentrum für Schiffstechnik und Transportsysteme (DST) erforscht. Dank vieler Millionen Euro

Förderung von Land und Bund und von Partnern aus Uni und Industrie.

VeLABi, wie dieses „Kino“ hier heißt, ist deutschlandweit das einzige Versuchs- und Leitungszentrum für Autonome Binnenschiffe. Ein Raum weiter gibt's SANDRA, ein Flachwassersimulator für Forschungs- und Übungszwecke. Und draußen wird im nächsten Jahr groß gebaut: HaFoLa, das Testzentrum für innovative Hafen- und Umschlagtechnologien.

In der langen Halle nebenan fließt Wasser, sehr viel Wasser – in echt. Hier werden in zwei Versuchsbecken und einem Manövrierbecken u.a. Schleppversuche für Schiffe durchgeführt. 200 Meter lang, zehn Meter breit und 1,20 Meter tief ist der große Tank. 2 Millionen Liter Wasser gehen hinein, so viel wie etwa 12.000 Bädewannen voll.

Strömungen und Wellen lassen sich darin erzeugen. In einem Unterwasser-Tunnel können die Ingenieur*innen beispielsweise beobachten, wie sich ein Containerschiff mit und ohne Ladung verhält, wenn verschiedene Kräfte wirken. Schiffe und Antriebe zu modernisieren und zu entwickeln sowie Wellen- und Strömungskraftwerke zu untersuchen, gehört zum Repertoire des DST. Elf Projekte laufen derzeit, weitere kommen bald hinzu. (ubo)



Das DST ist ein An-Institut der Uni Duisburg-Essen. Es forscht international zur Binnen- und Küstenschifffahrt sowie zu Transportsystemen. Mittlerweile blickt es auf über 60 Jahre Erfahrung zurück.



6

Wo unterrichten Mut erfordert

Zahra Kohistani ist Lehrerin. In Afghanistan brachte sie Mädchen heimlich Mathe bei. Von Isabelle Sprang

Erst gestern war sie wieder joggen. Das gefällt ihr an Deutschland, dass sie das einfach machen kann. „In Kabul war Joggen zu gefährlich“, erzählt Zahra Kohistani in recht flüssigem Deutsch und sucht kurz nach Worten. „Wenn ich in Afghanistan aus dem Haus ging, wusste ich nie, ob ich wieder zurückkomme.“ Und doch ging sie raus? Ja, man müsse doch leben, antwortet sie nüchtern.

Zahlen, Formeln, Heimat

Seit 2013 ist die 52-Jährige mit ihren drei Kindern (13, 16, 19 Jahre) in Deutschland. Zuerst in Bayern. Seit 2016 leben sie in Mönchengladbach, nun endlich auch mit ihrem Ehemann. Ihr Blick ist wach – fast wachsam. Wenn sie etwas fasziniert, spricht ihr ganzer Körper. „Ich mag Gleichungen, Zahlen und Formeln.“ Ihre Hände wirbeln durch die Luft. „Mir gefällt alles an Mathe.“ Sie strahlt. Schule ist ihr ein Herzensanliegen. In ihrer Heimat unterrichtete Kohistani nicht nur leidenschaftlich, sie leitete auch eine öffentliche und eine private Schule. Aber eine Normalität, wie wir sie kennen, gab es für sie nicht.

Spricht sie über ihr Leben in Afghanistan, erlischt das Leuchten in ihren dunklen Augen nahezu. Man merkt, dass viele Erinnerungen wach werden. Mit fester Stimme sagt sie: „Seit 42 Jahren ist in meinem Land Krieg.“ Dabei betont sie die 42 und schaut einen eindringlich an.

Couragiert ohne Burka

Wegen des Krieges kamen viele Menschen in die Hauptstadt Kabul. Eine der Folgen: völlig überfüllte Schulen. Es mangelt an Räumen, Stühlen, Tischen. Daher wird der Schulbetrieb in drei Schichten durchgeführt. Dennoch müssen einige Klassen auf Zelte ausweichen, man sitzt am Boden.

Unter dem Taliban-Regime durften Mädchen nicht zur Schule gehen. Heimlich unterrichtete Zahra Kohistani einige Mädchen bei ihnen zu Hause. Nicht täglich, das wäre zu gefährlich gewesen. „Die Taliban haben mich bei diesem Unterricht ein Mal erwischt und ausgepeitscht. Ein anderes Mal, weil ich im Bus keine Burka getragen habe, sondern nur einen Schal.“ Ganz ruhig sitzt sie da, nur ihre Augen irren hin und her. „Ich war rebellisch.“

Über ihre Flucht zu sprechen, mache sie „total kaputt“. Sie wolle diesen Teil ihres Lebens vergessen, erzählt sie tonlos. Denn: „Die Flucht war für mich und meine Kinder eine Katastrophe. Sie dauerte zwei, drei Monate ... Es war nicht

„Ich höre abends Nachrichten aus meinem Land. Jeden Tag gibt es Anschläge. Es ist schwer, das auszuhalten.“

leicht zu fliehen und hier zu landen.“ Ihr Mann, ein Journalist beim afghanischen Fernsehen, konnte aus politischen Gründen nicht mitkommen. Er floh später.

„Ein Geschenk“

Die Anstrengungen der letzten Jahre sind ihr anzumerken. Manchmal überlegt sie lange, bevor sie weiterspricht. „Ich höre jeden Abend Nachrichten aus meinem Land. Die Situation ist schrecklich. Jeden Tag gibt es Anschläge.“ Bedrückt senkt sie den Blick. „Es ist schwer, das auszuhalten.“ Dennoch: Sie denkt positiv, nimmt ihr Leben in die Hand, packt an, wenn sie gebraucht wird – damals in Bayern, als sie bei der Kleiderkammer des Deutschen Roten Kreuzes aushalf und außerdem als Assistenzlehrerin arbeitete, heute bei ihrem Ehrenamt in der Schule.

Ihr Wille beeindruckt. Zahra Kohistani hat ein Ziel: Sie will unbedingt wieder als Lehrerin arbeiten. Deshalb macht sie mit ihren Kindern Matheaufgaben, studiert Schulbücher, lernt eifrig Fachwörter. Das Programm *Lehrkräfte PLUS* der UDE sei für sie ein Geschenk, eine Riesenchance, um in Deutschland unterrichten zu können. Seit diesem August nimmt sie daran teil.

Gibt es Unterschiede zwischen afghanischen und deutschen Schüler*innen? Ein Schmunzeln. „Nein. Viele Kinder haben keine Lust, Mathe zu lernen, das ist in beiden Ländern gleich.“



Packt an, wenn sie gebraucht wird: Zahra Kohistani.

Unterschiedliche Welten

Für ihre Kinder sei klar, dass Deutschland ihre Heimat sei. Sie möchten ihren Weg hier machen. Nachdenklich erzählt Zahra Kohistani: „Unsere 13-jährige Tochter ist nicht so gut in unserer Sprache; sie kann keine persische Literatur lesen. Wir üben mit ihr, auch wenn sie das nicht mag. Sie sagt, ihre erste Sprache sei Deutsch.“

Und was ist ihr Wunsch? „Ich hoffe auf eine gute Zukunft – für meine Kinder und meine künftigen Schüler.“ Nach einer Pause sagt sie leise: „Ich wünsche mir Sicherheit, Zufriedenheit und Frieden.“

Lehrkräfte PLUS

Das vom DAAD geförderte Programm richtet sich an Geflüchtete, die in ihren Ländern Lehrer*innen für MINT-Fächer waren und einen entsprechenden Studienabschluss haben. Sie werden ein Jahr lang in Vollzeit sprach-

lich und pädagogisch darauf vorbereitet, an deutschen Schulen zu unterrichten. Zahra Kohistani gehört zum ersten Durchgang, der in diesem Sommer mit 25 Teilnehmenden begann. www.uni-due.de/lehrkraefteplus



Im Video

Sie möchten mehr über das Programm und die Teilnehmenden

erfahren? Vier von ihnen stellen sich kurz vor. Die Koordinatorin an der UDE kommt auch zu Wort: udue.de/videolehrkraefteplus

Bond bleibt Bond

Ein Macho mit romantischen Zügen: 007 und die Männlichkeit

Von Andrea Schröder



Foto: picture alliance/Everett Collection

Gestatten: Mein Name ist Bond, James Bond. Sehr männlich, sehr weiß und sehr heterosexuell. Furchtloser Agent, gnadenloser Killer, glühender Patriot, promiskuitiver Frauenheld. Eben ein echter Mann. Oder ist doch alles ganz anders?

Als das Franchise mit dem britischen Schauspieler Daniel Craig 2005 neu startet, scheint sich auch der Habitus des weltrettenden Dauerhelden zu wandeln. Ob und wie, dem geht der Anglist und Germanist Colin Görke intensiver auf die Spur. Die Männlichkeitskonzepte in James Bond interessieren den 25-Jährigen ganz besonders, speziell bei Daniel Craig.

Ein Agent mit Gefühlen

„Nach *Casino Royale* lebte die James-Bond-Forschung wieder auf, und es scheiden sich die Geister, ob mit dem Reboot auch progressive Ideen von

Gender zum Vorschein kamen“, sagt der Wissenschaftler vom Institut für Optionale Studien. Dass Daniel Craig in der Rolle des britischen Geheimagenten eine ganze neue „Gender Openness“ zeigt und der bislang fortschrittlichste Bond ist, wie manche argumentieren, sieht Colin Görke nicht. Sein Fazit: „In einigen Aspekten geht man sicher mit der Zeit, andere wiederum haben sich nicht wesentlich verändert. Etwa die Darstellung von Bonds traditioneller Männlichkeit.“ Auch wenn Craig eine gefühlvollere und verletzlichere Seite in die Macho-Figur einbringt.

„Es gibt zwei Arten von Männlichkeiten in den Craig-Filmen“, differenziert Colin Görke. „Die eine geht in Richtung Hypermaskulinität. So wie man Bond halt kennt: Frauen, Gewalt, Gefühllosigkeit. Die andere taucht auf, wenn er sich in einer romantischen Liebesbeziehung befindet.“ Und Romantik spielt in *Casino Royale* und *Spectre* eine besondere Rolle.

Bond verliebt sich in Vesper Lynd, verliert und trauert um sie, schließt am Ende von *Ein Quantum Trost* endgültig mit ihr ab, um in *Spectre* mit Dr. Madeleine Swann erneut eine Beziehung einzugehen. Durchaus eine Entwicklung, sind die Bondgirls bis dahin doch einzig schmückendes Beiwerk, tragen Namen wie Honey Rider, Pussy Galore und Mary Goodnight und stehen nicht gerade für einen respektvollen Umgang mit dem anderen Geschlecht.

Doch auch die Entwicklung von 007, Empathie und Gefühle zu zeigen, sieht Colin Görke nicht als revolutionär. „Dass der zuvor promiskuitive Mann gezähmt wird und sich dann auf eine monogame, romantische Beziehung einlässt, dafür sein bisheriges Leben hinter sich lässt und in den Sonnenuntergang fährt, ist nicht unbedingt weltverändernd.“ Aus seiner Sicht stärkt es sogar die konservative Sichtweise der Filme auf

zwischenmenschliche Beziehungen, weil die traute Zweisamkeit gesellschaftlich anerkannt und akzeptiert ist. „Es scheint die natürliche Lebensweise zu sein.“

Fortschrittlich?

Dazu führt Görke das Konzept „Amatonormativität“ der amerikanischen Philosophin Elisabeth Brake an: die Priorisierung der romantischen Liebe über alles andere. „Jeder will eine Beziehung. Das ist das Ziel des Lebens. Erreicht man es nicht, hat man irgendetwas falsch gemacht oder der Fehler liegt in einem selbst.“ Davor wird der neue Bond mit seinen Liebesbeziehungen zwar „ein bisschen gerettet“, dennoch sieht Colin Görke darin nur den „Pseudo-Versuch, liberaler zu erscheinen. Das schaut auf den ersten Blick progressiv aus, aber die scheinbaren Fortschritte in Bezug auf die Geschlechterverhältnisse werden schnell als oberflächlich entlarvt. Bond verliert seine Männlichkeit nicht, sondern verlagert sie auf eine andere, sozial akzeptablere Art.“ Seine Schwäche und Verwundbarkeit beschränken sich dabei auf die Zeit, die er mit romantischen Interessen verbringt, und er zeigt sie ausschließlich in Zweisamkeit mit Frauen.

„Sexistischer Dinosaurier“

Doch die 007-Ikone umzustoßen und grundlegend zu verändern, birgt ein großes Risiko. Denn die Bond-Formel ist seit Ewigkeiten die gleiche und funktioniert bestens. „Wer sich Bond-Filme anschaut, hat eine gewisse Erwartungshaltung.“ Als in den ersten Filmen mit Daniel Craig die Figuren Q und Moneypenny fehlten, war die Kritik in der Fangemeinde groß. Beide sind wieder da, wenn auch in modernerem Gewand. Aber immerhin ist bei den Machern das Bewusstsein da, was das Publikum in der heutigen Zeit akzeptiert und was nicht. Selbst für M – immerhin eine Frau und von 1995 bis 2015 von der großartigen Judi Dench verkörpert – ist James Bond ein „sexistischer, frauenfeindlicher Dinosaurier, ein Relikt des Kalten Krieges.“

„Dass dies in den Filmen offen angesprochen wird, zeigt: Man ist sich des Themas bewusst. Allerdings verschwindet dadurch das Problem nicht, dass die Figur weiterhin demonstrativ mit normativer Männlichkeit konzipiert ist“, sagt Colin Görke. Und so ist es aus seiner Sicht wohl eher unwahrscheinlich, dass 007 in naher Zukunft von jemand anderem gespielt wird, als von einem weißen, heterosexuellen Mann. Bond bleibt eben Bond – trotz aller Romantik.



Colin Görke

ist Mitarbeiter am Institut für Optionale Studien und erst durch *Skyfall* in die Bond-Thematik eingetaucht. Dann aber direkt so tief, dass er seine Bachelorarbeit über „Männlichkeitskonzepte in James Bond“ verfasst hat. Den neuen Film *Keine Zeit zu sterben* (es ist der letzte mit Daniel Craig), erwartet er mit großer Spannung, glaubt aber nicht an wirkliche Veränderungen der Figur.

Im *International Journal of James Bond Studies* hat er 2019 diesen Beitrag publiziert: „Melted Your Cold Heart Yet?“ *Amatonormative Masculinity in Casino Royale and Spectre*. DOI: 10.24877/jbs.44

In der Kampfarena

Warum gibt es immer noch so wenige Professorinnen? Ein Gespräch mit IAQ-Direktorin Ute Klammer über Anreize und Bremsklötze

1923 bekam in Deutschland erstmals eine Frau eine ordentliche Professur. Heute ist jeder vierte Lehrstuhl weiblich besetzt. Was sagt das aus?

Das zeigt leider, dass der Erfolg von Frauen im Wissenschaftsraum auch nach 100 Jahren eher mager ist. Obwohl wir seit langem mehr Studentinnen als Studenten haben und auch mehr Frauen ein Studium abschließen als Männer, konnten sie in der akademischen Welt wenig Fuß fassen. Und mit jeder Karrierestufe öffnet sich die Schere zwischen den Geschlechtern weiter.

Ab wann driftet die Schere auseinander?

Heute etwas später als früher, es hat sich in die Postdoc-Phase verlagert. Bei den Promotionen halten Frauen noch gut mit, doch in der anschließenden Zeit bis zur Berufung gehen viele Frauen verloren oder kommen nicht in gleicher Weise weiter wie Männer. Die größte Kluft ist bei den C4- oder W3-Professuren.

Woran liegt das?

An verschiedenen Faktoren, wie Forschungen, auch unsere eigenen*, belegen: Frauen haben oft weniger oder nicht die richtigen Netzwerke. Je nach Fach sind diese Old Boys Networks der Männer einfach noch sehr prägend.

Ein anderer Punkt ist, dass gerade die Postdoc-Phase eine biografisch schwierige Zeit ist. Häufig fällt sie zusammen mit der Geburt von Kindern und auch mit familiären Entscheidungen, zum Beispiel den Ort zu wechseln. Und hier wird dann immer noch dem oft älteren und besser beruflich etablierten männlichen Partner gefolgt. Dadurch können Frauen manche Anforderungen – etwa internationale Mobilität – weniger erfüllen, was Minuspunkte gibt, wenn sie sich um eine Professur bewerben.

Außerdem hat die Ökonomisierung des Wissenschaftssystems zu einem sehr ausgeprägten Konkurrenzdenken geführt. Davon haben viele Wissenschaftlerinnen irgendwann die Nase voll.

Das müssen Sie bitte erklären ...

Hochschulen werden mittlerweile nach einem betriebswirtschaftlich orientierten Managementmodell gesteuert. Im Rahmen dieses New Public Management wird vieles über Anreize gelenkt, auch die Frauenförderung. So gibt es Ziel- und Leistungsvereinbarungen, Preise zur

Gleichstellung, Professorinnenprogramme etc. Doch das Schizophrene ist, dass diese starke Wettbewerbsorientierung Gleichstellung auch unterläuft. Eine Forscherin kann selbstverständlich in Elternzeit gehen, aber wenn sie sich um eine Professur bewirbt, schlägt diese „Auszeit“ negativ zurück. Denn dann gelten die alten Kriterien: Wie viel hat sie publiziert, wie viele Drittmittel eingeworben? War sie im Ausland tätig? Hat sie Preise bekommen?

Ein weiterer Effekt der Ökonomisierung des Systems Hochschule ist: Dauerstellen wurden zugunsten von Projektstellen ausgehöhlt. Gerade dass es kaum entfristete Stellen im Mittelbau gibt – anders als etwa in Frankreich –, schreckt viele Frauen ab, sich bis nach oben zu kämpfen.

Ist Wissenschaft denn Kampf?

Das kann man so sagen. Die Männer und Frauen, die wir an NRW-Hochschulen befragt haben, beschreiben Wissenschaft ja auch als „Wettkampfarena“. Viele Metaphern sind hierzu gefallen – durchboxen zum Beispiel. Mir ist als Professorin selbst noch einmal klargeworden, dass Wissenschaft mit einem ständigen Sich-beweisen-müssen und Konkurrieren einhergeht – um Positionen, Publikationen, Drittmittel. Auch wenn man voll etabliert ist.

Können Männer das besser?

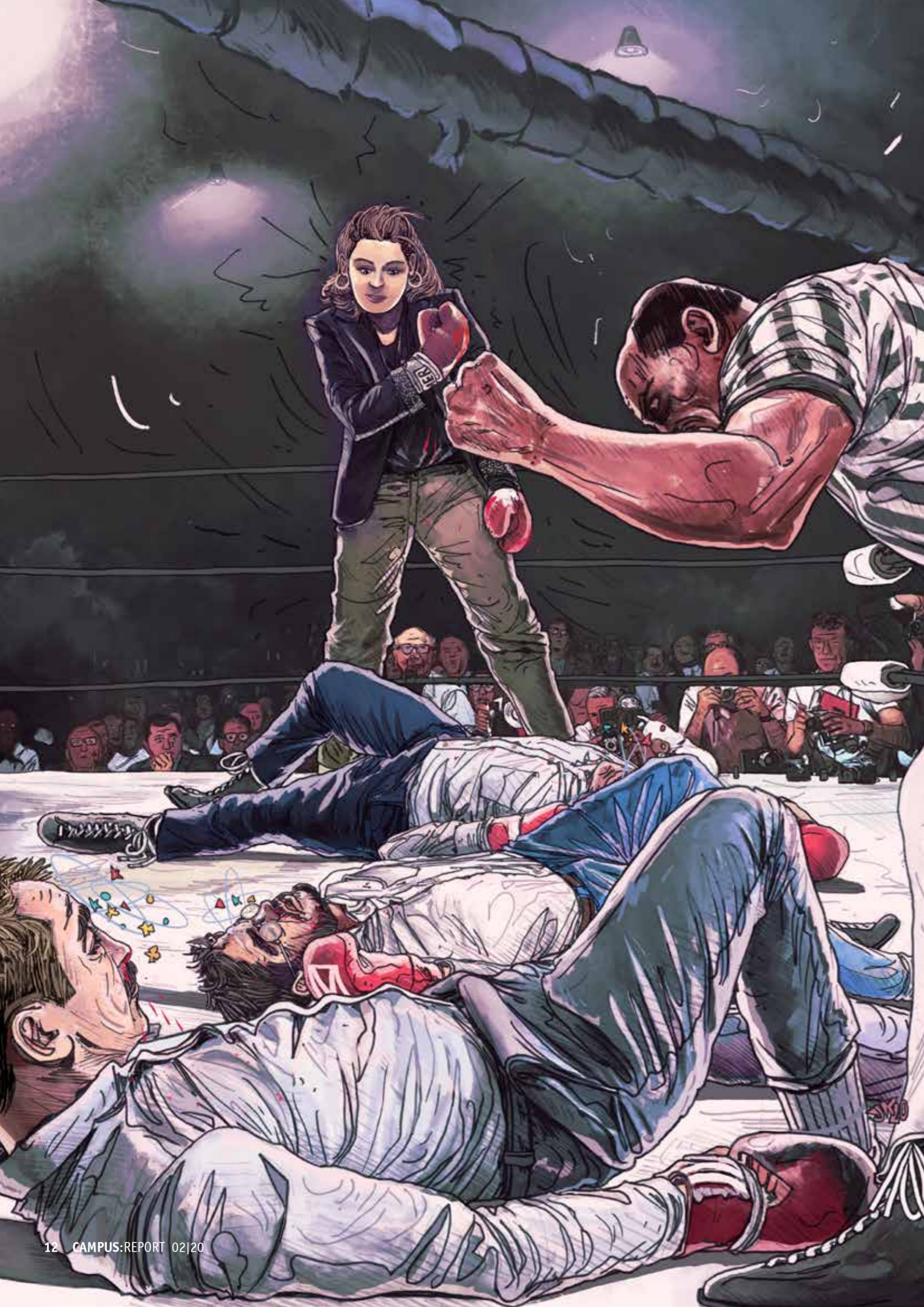
Die Mehrzahl der von uns Interviewten meint, dass sich beide Geschlechter unterschiedlich im Hochschulsystem verhalten, besonders wenn es um Aufstiegsbestrebungen geht. Man stößt dabei auf Stereotypen wie: Sie ist weniger risikobereit, er machtaffiner.

Sie verweisen in Ihrer Studie darauf, dass es an den 37 Hochschulen in NRW 905 gleichstellungsbezogene Maßnahmen gibt. Brauchen wir noch mehr?

Das wäre offensichtlich nicht die Lösung. Die Zahl an gesetzlich verbrieften Rechten sowie an Programmen, von der Frauenförderung bis zur Kinderbetreuung, ist beachtlich. Man muss vielmehr fragen: Warum tut sich so wenig bei der Geschlechterparität? Was läuft eigentlich falsch?

Ist Gleichstellung vielleicht doch nicht akzeptiert?

Das kann man so nicht sagen. In allen Interviews, die wir geführt haben – und wir haben Professorinnen und Professoren mit unterschiedlich



viel Erfahrung querbeet durch die Fächer und Universitäten befragt – sind wir auf ein großes Grundverständnis gestoßen: Gleichstellung ist gesellschaftlich wichtig. Dennoch folgte in vielen Interviews unmittelbar ein „aber ...“.

Das „Aber“ ist das Interessante: Viele Kolleg*innen betrachten die Anforderungen von Gleichstellung als Widerspruch zur Norm der Bestenauswahl. Vor allem bei Berufungen sehen sie einen unvereinbaren Zielkonflikt: eine Frau oben auf der Liste zu platzieren und nach den üblichen Exzellenzkriterien zu bewerten. Dabei hinterfragt niemand, was Exzellenz ist, was Beste auszeichnet. Wieso muss denn jeder ins Ausland, wieso gelten nur bestimmte Journals und vor allem bestimmte Drittmittel als A-Klasse? Warum wird nicht einfach geguckt, was jemand tatsächlich in der Forschung macht? Wir sollten darüber nachdenken, ob die jetzigen Selektionsmechanismen gut für die Wissenschaft sind.

Sie sagen, Gleichstellungspolitik sei zuweilen ein Alibi-Gebiet. Wie das?

Viele Unis, auch die UDE, adressieren Familienfreundlichkeit, Kinderbetreuung, Work-Life-Balance. Natürlich ist das absolut unverzichtbar. Dennoch droht die Gefahr, dass Gleichstellungspolitik mit diesen weichen Aspekten assoziiert wird und es zu einer weiteren Stereotypisierung kommt. Denn die harten Themen werden ausgeblendet, weil sie umstrittener sind: Gehaltsunterschiede oder Machtpositionen in den Fakultäten etwa.

Solange wir übrigens Gleichstellungspolitik als Frauenpolitik betrachten, sind wir auf dem falschen Dampfer. Wir müssen sie als fair für beide Geschlechter etablieren. Dazu gehört, die Männer als Väter viel stärker ins Boot zu holen.

Stichwort Gender Pay Gap. Was hat sich hier getan?

Die Situation hat sich erschreckend verschlechtert. Die Kluft zwischen den Gehältern von Professorinnen und Professoren hat sich durch die W-Besoldung vergrößert. Das Zulagensystem in der W-Besoldung führt nachweislich dazu, dass es starke Gehaltsdifferenzen zwischen Frauen und Männern teilweise auf der gleichen Position in derselben Fakultät gibt – also bei W3 zum Beispiel über 1.000 Euro.

Das hat verschiedene Gründe: Einer ist, dass Frauen und Männern sich auf unterschiedliche Fächer verteilen. Früher wurde eine C4-

„Die Kluft zwischen den Gehältern von Professorinnen und Professoren hat sich vergrößert.“

Professur in der Pädagogik und im Maschinenbau gleich besoldet. Jetzt wird in den Natur- und Ingenieurwissenschaften, also in den harten Fächern, wo überwiegend Männer sind, durch die Zulagen deutlich besser bezahlt als in den Geistes-, Kultur-, Sozialwissenschaften, wo – wenn überhaupt – die Frauen Lehrstühle haben.

Auch scheint es unterschiedliche Verhandlungsstrategien zu geben: Männer bewerben sich weg und führen dann Rückverhandlungen. Anders Frauen, die wollen bleiben und werfen ihren Hut nicht einfach woanders in den Ring, nur um ihre Position zu stärken.

Selbst schuld, oder nicht?

Teilweise. Man muss den Frauen deswegen deutlich sagen: Fordert mehr, taktiert besser!

Wie nehmen Sie die Gleichstellung an der UDE wahr?

Wir sind grundsätzlich nicht schlechter als andere Universitäten. Was die Besetzung von Professuren mit Frauen betrifft, sind wir leider nicht so weitergekommen, wie ich mir das damals als Prorektorin für Diversity Management erhofft hatte.

Die Fakultäten führen natürlich immer gute Gründe an, warum sie aussichtsreiche Frauen nicht oben auf der Liste platzieren. In forschungsorientierten Gleichstellungsranking der Deutschen Forschungsgemeinschaft sind wir nicht mehr in der Spitzengruppe. Also, Luft nach oben ist auf jeden Fall!

Wo liegt der größte Hebel?

Wir brauchen strukturelle Änderungen im Wissenschaftssystem; nur, die können wir nicht an der UDE allein implementieren. Wir müssen zu einer soliden Grund- statt Projektfinanzierung umsteuern, mit weniger Wettbewerb, mit Karrieren, die planbarer sind und Langzeitperspektiven anstelle von Kurzzeitverträgen bieten. Sonst werden uns weiter viele Talente verlorengehen – Frauen wie Männer.

Die Fragen stellte Ulrike Bohnsack.



Foto: Frank Preuß

Ute Klammer

ist Professorin und Geschäftsführende Direktorin des Instituts Arbeit und Qualifikation (IAQ). Die Experte für Sozialpolitik befasst sich u.a. mit Grundsatzfragen der sozialen Sicherung, mit Familienpolitik, Armut und Einkommensverteilung.

Sie war Vorsitzende der Sachverständigenkommission Gleichstellung des Bundesfamilienministeriums. Von 2008 bis 2015 leitete sie das Prorektorat für Diversity Management an der UDE.



Foto: Martin Nigg

Socken mit Gesicht

Juniorprofs und akademischer Dresscode

Kleidung wirkt – auf andere, auf uns selbst; und sie zeigt, zu welcher gesellschaftlichen Gruppe wir gehören. In vielen Jobs gibt es offizielle oder unausgesprochene Dresscodes, auch in akademischen Kreisen. Über den beruflichen Habitus von Juniorprofessor*innen promoviert die Soziologin Lara Altenstädter. Ein Aspekt ist dabei Kleidung. Ein ungewöhnliches Thema, das sie ebenso ungewöhnlich angeht.

Wenig weiß die Forschung über die „Profs auf Probe“, denn es gibt sie erst seit 2002. Eine solche Position zu ergattern, ist schwer genug, „vor allem für Erstakademiker*innen bleibt sie meist unerreichbar“, sagt die 35-Jährige. Diese Gruppe unter den Profs interessiert sie besonders. Man geht davon aus, dass diese – anders als jemand aus einem Akademikerhaushalt – Universität als verunsichernd und fremd erleben. „Ich wollte daher wissen, wie Juniorprofessor*innen, die diesen Bildungshintergrund haben, mit den dazugehörigen hochschulischen Normen umgehen. Inwiefern drückt sich in dem, was sie anhaben, ihr Habitus aus?“

Altenstädter hat 15 Juniorprofessor*innen (MINT, Wirtschafts- bzw. Sozialwissenschaften) aus NRW gebeten: „Fotografieren Sie alltägliche oder auch besondere Situationen, Dinge und Personen aus Ihrem Wissenschaftsleben.“ Später hat sie die 15 zu den Bildern interviewt.

Es sei auffällig, sagt sie, dass alle Befragten einen Kleidungskodex wahrnehmen und sie sich zu diesem verhalten. „Auch verbinden sie bestimmte

Vorstellungen von einer wissenschaftlichen Person: Sie ist männlich, inspiriert Studierende und vertritt den professoralen Stand würdevoll nach außen.“

Wie gehen die Interviewten mit der Kleiderordnung ihrer Disziplin um? Altenstädter hat verschiedene Strategien rekonstruiert: Am häufigsten war die vollständige Konventionserfüllung. Man zieht sich den Normen und Gepflogenheiten entsprechend an – gedeckte Farben, Blazer bzw. Sakko –, „um zu zeigen, dass man in die Kreise und ins Hochschulsystem passt. Gegenüber den Studierenden unterstreicht man zudem seine Rolle als Vorbild und Autoritätsperson.“

„Schuhe, wie die Jungs sie hier auch alle anhaben.“

Schuhe scheinen ein zentrales Kleidungsstück zu sein, das Zugehörigkeit erzeugt. Einige der Interviewpartnerinnen wählen Halbschuhe, „wie sie die Jungs hier auch alle anhaben“ (O-Ton) oder tragen Schuhe mit breitem, lautem Absatz. „Hierdurch hoffen sie, antistereotype Merkmale zu demonstrieren und als emanzipiert, selbstbewusst und führungskompetent wahrgenommen zu werden“, sagt die Doktorandin.

Überdies zeigte sich, dass Frauen versuchen, ihr Geschlecht in den Hintergrund zu rücken und bewusst männlich konnotierte Kleidungsstücke wie Hosen und Anzugschuhe anzuziehen. „Viel Dekolleté zu vermeiden, scheint ein kollektiv

wahrgenommener Kleidercode zu sein und wird nicht infrage gestellt. Das deutet darauf hin, dass eine Ungleichbehandlung im Wissenschaftssystem erwartet wird.“

Nur wenige Erstakademiker*innen stoßen sich daran, dass das berufliche nicht mit ihrem herkömmlichen Outfit übereinstimmt, und tarieren Grenzen aus. Sie dann so zu kleiden, dass es bewusst nicht-passend oder sogar vorsichtig provokant ist, „dekonstruiert die tradierte Sozialordnung“, erklärt Altenstädter.

Aber es kommt vor: Eine Juniorprofessorin fotografierte ihren beschuhten Fuß. Auffällig war die Abbildung auf dem schwarzen Strumpf: große weiße Augen. Sie sagte dazu: „[...] Ich suche halt so einen guten Mittelweg mich anzupassen und ernst genommen zu werden, aber trotzdem meine Persönlichkeit nicht zu verlieren.“ Sie hat die Socken gerne in Besprechungen an: Wenn „die sich wieder streiten und aufführen wie die Jungs in der Sandkiste“, dann schlägt sie das Bein über und wippt mit dem Fuß. Alle sehen dorthin. Das mache sie „um nicht ganz in diesen [...] Alphamännchen -Habitus zu verfallen oder [um] das auch ein bisschen mit Humor zu nehmen.“ (ubo)

lara.altenstaedter@uni-due.de





Karikatur: nelcartoons.de

Das Kreuz mit dem Sternchen

Wie gender darf unsere Sprache sein? Für Linguistin Carolin Müller-Spitzer ist die Antwort klar

Von Ulrike Bohnsack

„Liebe MitgliederInnen ...“ begann die Rund-Mail, und während man rätselte, ob der Verfasser (namentlich ein Mann) es mit dem Gendern nur versehentlich übertrieben hatte, gab es schon den ersten Kommentar: „Muss das sein?“, ein zweiter erinnerte: „Das Binnen-I hat ausgedient!“

Tatsächlich erhitzen jetzt kleine Zeichen die Gemüter. Seit Bürger*innen wählen gehen, das Land Lehrer_innen sucht oder Polizist:innen im Einsatz sind, seit also Sternchen, Doppelpunkt und Unterstrich unsere Sprache erobern, wird heftig gestritten. Ist das Gaga oder Unfug, wie die einen polemisieren, oder ein Muss, will man sprachlichen Sexismus beenden – darauf beharren die anderen. Auch die maßgebenden Fach-

verbände und Linguist*innen helfen nicht, den Konflikt oder zumindest Grammatikfragen zu lösen, die beim genderneutralen Formulieren auftauchen. Man ist in der Sache uneins bis unversöhnlich oder will sich noch nicht festlegen.

Der Mann als Norm

Carolin Müller-Spitzer gehört zu denen, die gerne mit den neuen Formen experimentieren. Sie kann erklären, warum es im Deutschen drei Genera gibt, nach welchen Regeln Nomen zu der, die oder das werden, aber auch, warum Sternchen und Co. keinesfalls nervig sind. „Lange Zeit“, sagt die Professorin für Germanistische Linguistik, „bildete der Mann die Norm, Frauen spielten im öffentlichen Raum keine Rolle, was sich in die Sprache einschrieb. Heute

passt die gesellschaftliche Wirklichkeit oft nicht mehr zum traditionellen Sprachgebrauch.“

Zwar will das generische Maskulinum – also Lehrer, Bürger, Polizisten, um in den obigen Beispielen zu bleiben – alle Geschlechter mitdenken. Etliche Forschungen belegen aber, dass solche Personenbezeichnungen häufig keineswegs neutral verstanden werden; vielmehr entstehen männliche Bilder. „Sprache prägt Denkmuster“, betont Müller-Spitzer und findet den Vorwurf, Gendersprech sei Sprachdiktatur, völlig überzogen. Und: „Würde andersherum nicht permanent die männliche Form aufgezungen?“

Sind Wortkonstrukte wie Bürger:innen-Meister:in nicht unaussprechlich?

Vorschreiben möchte sie niemand, wie geredet werden soll. Jedenfalls nicht in privaten Bezügen. Da kann man *wir Nachbarn* sagen und das lesbische Pärchen von nebenan mitmeinen oder sogar von *Mensch*in* und *Gäst:in* sprechen, auch wenn Müller-Spitzer es für völlig überflüssig hält, epizöne Begriffe, also ohnehin neutrale, noch gendern zu wollen.

In beruflichen und institutionellen Kontexten sieht sie hingegen eine andere Verantwortung. Wird Sprache sozusagen öffentlich, „sind Richtlinien wichtig, um als Institution einheitlich zu wirken“. So hat sie Verständnis dafür, dass immer mehr Firmen, Einrichtungen, aber auch Medien versuchen, sich diskriminierungsfrei auszudrücken. Wenn nun Amtsdeutsch, Radiosendungen, Schulbücher und Geschäftsberichte geschlechtersensibler getextet werden: Was ist mit schöngestigter Literatur? Hier, findet die Expertin, sei die Entscheidung den Autor*innen selbst überlassen.

Holprig, sperrig ... neu

Sprache lebt vom Klang, vom Lesefluss, von der Verständlichkeit. Blähen die kleinen Zeichen Sätze nicht unnötig auf und machen sie holprig? Beispiel: *Das Seminar richtet sich an Techniker:innen und Informatiker:innen und ist auch für Anfänger:innen geeignet*. Soll man nicht mehr sagen: *Ich gehe zum Bäcker*, wo doch das Geschäft, nicht die Person gemeint ist? Ist es nicht alltagsfern (und grammatisch falsch) zu rufen: *Wir brauchen eine*n Ärzt*in!* Werden Wortkonstrukte wie *Bürger:innen-Meister:in*

nicht zurecht als monströs und unaussprechlich abgelehnt? Und überhaupt: Wie rede ich das 3. Geschlecht an? *Sehr geehrte Damen, Herren und Diverse ...?* Oder einfach: *Liebe Mitmenschen ...?*

Müller-Spitzer kennt all diese Einwände und Beispiele. Ja, Gap, Sternchen, Doppelpunkt im Alltag zu gebrauchen, sei erst einmal ungewohnt und zuweilen kompliziert. Nein, es gebe noch nicht für alles praktikable Regelungen, „denn es ist ein längerer Lernprozess. Diejenigen, die sich professionell mit Sprache beschäftigen, sind dazu aufgerufen, an vielfältigen, offenen Lösungen zu arbeiten, Forschung zu befördern und mit nachzudenken.“ Noch sei nicht abzusehen, was sich durchsetze. Vielleicht entstünden auch ganz neue generische Ausdrücke.

Warum nicht? Wortschöpfungen hat es in der Sprachgeschichte schon immer gegeben, man denke nur an die vielen Anglizismen und auch an aufgeweichte Grammatikregeln. Allein, dass über das Gendern diskutiert werde, deute auf Sprachwandel hin, sagt Carolin Müller-Spitzer. „Leider ist es schwer, eine sachliche Diskussion zu führen.“ Die einen sehen Sterne, die anderen rot.

Raucherhusten, Redepult

Findet sie Genderdeutsch ästhetisch? „Geschlechtergerechtes Schreiben und schönes Schreiben schließen sich nicht aus, aber eine Herausforderung ist das Genus-System des Deutschen schon“, gibt die Sprachexpertin zu. „Vor allem bei Singularformen. *Der*die behandelnde Arzt*Ärztin* ist sicher alles andere als elegant, aber oft findet man auch Umschreibungen, wie *Person, die die ärztliche Behandlung durchführt*.“ Oder man wechselt Formen ab (*fragen Sie Ihre Ärztin oder Ihren Apotheker*). Viele Kompositionen lassen sich leicht verändern (*Redepult, Teilnahmeliste*), andere hingegen nicht (*Raucherhusten, Beamtenlaufbahn*). Müller-Spitzer rät, kreativ mit Sprache umzugehen und auszuprobieren, aber: „Für manches gibt es keine gute Lösung, da sollte man es beim Alten belassen.“

Geschlechtersensible Texte seien sehr wohl verständlich und lesbar – das zeigten empirische Studien. Und die Genderzeichen auszusprechen, „funktioniert viel besser, als viele meinen, zum Beispiel wird es selbst im heute-journal mittlerweile praktiziert. Den so genannten glottalen Verschlusslaut, der dafür genutzt wird, kennen wir von Worten wie *ide-al* oder *aktuell*.“

Die Linguistin wünscht sich weniger schrille Töne in der ganzen Sache. „Sprache gehört allen,



Carolin Müller-Spitzer

Die 45-Jährige ist Professorin für Germanistische Linguistik und vertritt zurzeit einen Lehrstuhl an der UDE. Sie forscht und lehrt sonst an der Uni Mannheim und leitet außerdem den Bereich „Lexik empirisch und digital“ am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache. Ihre Schwerpunkte sind u.a. die Genderlinguistik und der Wortschatzwandel.

Sie selbst nutzt bei Pluralformen das Gendersternchen und versucht, im Singular neutrale Bezeichnungen zu finden oder Formen abzuwechseln. Hilfreich findet sie diese Webseiten: www.genderleicht.de geschicktgendern.de



Foto: Marie Johanna Spitzer

die sprechen und schreiben, und alle, die Sprache nutzen, verändern sie mit.“ Wie lange wird es dauern, bis das Experiment (bzw. der Wertekonflikt) beendet ist – eine Generation? „Mal sehen, was in 10 bis 20 Jahren für uns sprachliche Normalität sein wird. Es ist auf jeden Fall erstaunlich, welche Dynamik das Thema gerade in den letzten zwei Jahren durch die Me-Too-Debatte erfahren hat; die Diskussionen um gendergerechte Sprache gibt es schließlich schon sehr viel länger.“

Vielleicht braucht es auch eine noch gewagtere Lösung, eine, die die amtliche Rechtschreibung völlig auf den Kopf stellt. Denn auch diese Forderung gibt es: Schafft das Genus komplett ab!

Junge oder Mädchen? Kind!



Foto: Ampaak/Dreamstime.com

Darf Henry einen Rock tragen? Ist Mechatronikerin der richtige Beruf für Jana? Unser Rollenverständnis entscheidet über unsere Antworten.

Von Birte Vierjahn

„Die allgemein akzeptierte Regel ist Rosa für Jungen und Blau für die Mädchen. Der Grund dafür ist, dass Rosa als eine entschlossener und kräftigere Farbe besser zu Jungen passt, während Blau, weil es delikater und anmutiger ist, bei Mädchen hübscher aussieht.“

So war es im Jahr 1918 im amerikanischen Magazin „Earnshaw's Infants' Department“ zu lesen. Blau assoziierte man mit der Jungfrau Maria. Rosa galt als „das kleine Rot“ und stand wahlweise für die verblassten Blutflecken auf den Uniformen heimkehrender Soldaten oder für die abgeschwächte Variante herrschaftlichen – und damit männlichen – Purpurs. Warum sich diese Zuweisung ab den 1940er-Jahren ins Gegenteil umkehrte, dazu gibt es verschiedene Theorien. Unter anderem soll die blaue Uniform von Matrosen, die als raue Burschen galten, die Wahrnehmung der Farbe verändert haben.

Rollenbilder als Orientierung

Die Forschung geht davon aus, dass wir bereits im Alter von 14 Monaten erste Rollenbilder formen – durch Vorbilder und Nachmachen: Was ist für mich erlaubt, was lasse ich besser? Das beginnt zunächst bei den Eltern und Geschwistern und setzt sich in späteren Jahren mit Gleichaltrigen in Kindergarten und Schule fort. Dabei können Rollenbilder zunächst etwas Positives sein, weiß Esther Booth, die sich seit anderthalb Jahren in ihrer Promotion mit dem Thema auseinandersetzt: „Kinder versuchen grundsätzlich, alles einzuordnen und zu kategorisieren, um Sinn in ihr Lebensumfeld zu bringen. Durch Rollenbilder lernen sie grundlegende Regeln des Zusammenlebens.“

Später sind Kindergruppen wichtig, um das Erlernte auszutesten: Das klassische „Jungen gegen Mädchen“ lässt sich in jeder KiTa beobachten, und wir erfassen ganz genau, was die anderen um uns herum machen – und was nicht. Neben Gleichaltrigen, Eltern und Geschwistern haben auch Medien einen großen Einfluss auf unser Selbstbild: Da ist die Werbung, die seit den 1950er-Jahren mit pinkig-glitzrigen Ponys und waffenstrotzenden Actionfiguren starre Rollenklischees zementiert und damit offenbar gut fährt.

Doch auch wer ein Buch für ein Kind sucht, wird im Laden nicht etwa gefragt, wofür dieses sich interessiert. Stattdessen: „Junge oder Mädchen?“. Und dann folgen nur zu oft Empfehlungen für „Mädchenbücher“, die – das belegt eine Analyse der Süddeutschen Zeitung aus dem Jahr 2019 – im Wesentlichen von Freundschaften und sozialen Beziehungen handeln. Jungen

hingegen schreibt man Abenteuer, Reisen, Detektivarbeit und ganz allgemein viel abwechslungsreichere Themen zu. Was für die Leserschaft zutrifft, gilt auch für die Handelnden: Mädchen pflegen Pferde, Jungen reisen zum Mond.

Feuerwehrfrauen und Erzieher

Im Alter zwischen etwa acht Jahren und dem Beginn der Pubertät sind Kinder wieder etwas offener in Bezug auf Rollenbilder. Gerade Schulen versuchen sich diesen Zeitraum zunutze zu machen, um starre Mann/Frau-Verteilungen aufzubrechen. Doch spätestens in der Pubertät steht fest, ob wir den Berufswunsch „Kindergärtner“ unseres Freundes belächeln oder unterstützen. Als erwachsener Mensch ist es zwar möglich, eigene Rollenbilder noch einmal zu ändern, aber „das muss man wirklich wollen“, erklärt Booth, „denn man muss Dinge, die man eigentlich für selbstverständlich hält, immer wieder hinterfragen.“

„Rosa als eine entschlossener und kräftigere Farbe passt besser zu Jungen. Blau ist anmutiger und bei Mädchen hübscher.“

Dabei gibt es allen Grund, Rollenbilder nicht als gegeben hinzunehmen, so die 28-Jährige. Auf lange Sicht schränken sie uns nämlich ein: Durch eine zu starre Meinung, was für Männer oder Frauen angebracht ist, verfolgen wir bestimmte Interessen beispielsweise gar nicht erst, obwohl die Neugierde und das Potenzial vorhanden wären. Oder die hochgezogene Augenbraue kommt vom Gegenüber: „Du willst ernsthaft Feuerwehrfrau werden?!“ Viele Berufe schließen wir so von vornherein aus.

Konservative Berufsstatistik

Ein Blick auf den Arbeitsmarkt belegt das: Allen MINT-Förderungen und Girls' Days zum Trotz lassen sich Frauen am häufigsten als Kauffrau für Büromanagement, (Zahn-)Medizinische Fachangestellte oder Verkäuferin ausbilden. Bei den Männern dominieren die Kfz-Mechatroniker, Fachinformatiker und Elektroniker – exakt so wie vor 20 Jahren. Bei Studierenden sieht das Bild ähnlich aus: Erziehungswissenschaft ist weiblich, Maschinenbau männlich. „Sieht man sich die vergangenen 50 Jahre an, kann man schon feststellen, dass Frauen heute mehr im Arbeitsleben stehen“, berichtet Booth. „Aber

nach wie vor dominiert in vielen Familien das Breadwinner/Caregiver-Modell: Der Mann verdient das Geld und sieht sich als Familienoberhaupt, aber die eigentliche Organisatorin der Familie ist die Frau. Sie hat alles im Kopf und managt das Unternehmen Familie.“

Traditionelle Frauenberufe werden auch traditionell schlecht bezahlt. „Früher nahm man eben an, dass Frauen ‚eh nur nebenbei‘ arbeiten“, so die Soziologin. „Später wurde es dann verschlafen, das anzupassen.“ Ob das der Grund ist, warum es so wenige männliche Erzieher und Grundschullehrer gibt oder ob dieser Beruf sich mit dem eigenen Selbstverständnis beißt – fest steht, dass es eine Lose-Lose-Situation ist: Viele Männer geben einem Beruf, der sie möglicherweise erfüllen würde, nie eine Chance. Kinder hingegen werden fast ausschließlich von Frauen begleitet, erzogen und unterrichtet.

Geborene Puppenmütter gibt's nicht

Nach Geschlechtern getrennter naturwissenschaftlicher Unterricht ist nach Booths Meinung auch nur ein Versuch, vorher gemachte Fehler wieder auszubügeln: „Jungen haben keinen genetischen Vorteil in den Naturwissenschaften, sie werden aber eher in dieser Ausrichtung bestärkt. In den kleineren Gruppen beim getrennten Unterricht können die Mädchen die fehlende Unterstützung besser wettmachen.“ Denn zahlreiche Analysen zeigen, dass individuelle Unterschiede zwischen Menschen deutlich größer sind als allgemeine Frau/Mann-Variationen. Genetisch vorgeprägte Raufbolde und Puppenmütter gibt es also nicht.

Doch Studien zeigen ebenfalls: Durchbricht jemand vermeintliche Rollenschränken, ziehen andere nach. Daher einfach mal mit der Tochter das Regal aufbauen und mit ihr Fußball spielen. Vielleicht wird sie dann Ingenieurin. Oder doch eine glückliche Erzieherin. Zumindest aber hatte sie alle Optionen.

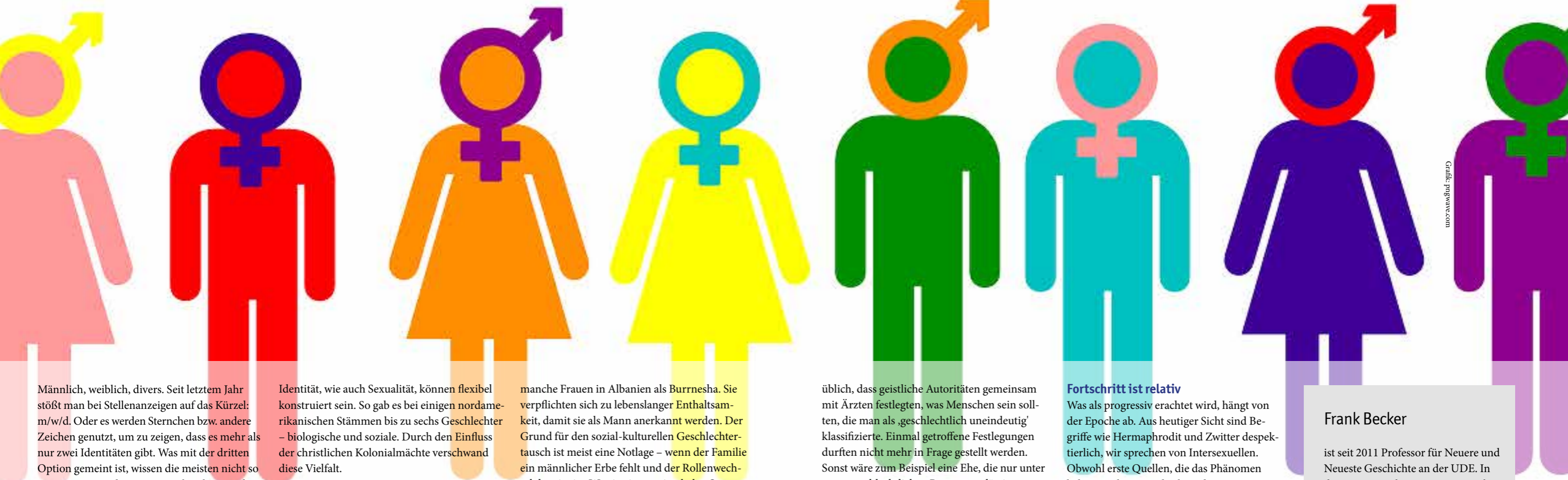
Esther Booth

hat einen Master in Soziologie und ist Doktorandin in der Arbeitsgruppe „Schulforschung“. In ihrer Promotion untersucht sie, inwiefern Grundschulkinder bei ihrer Einschätzung von MINT-Berufen von Rollenbildern beeinflusst werden.



Wie, nur drei?

Das dritte Geschlecht ist keine neumodische Erfindung, sagt der Historiker Frank Becker. Viele Gesellschaften kennen seit Jahrtausenden mehr als nur zwei. Von Isabelle Sprang



Männlich, weiblich, divers. Seit letztem Jahr stößt man bei Stellenanzeigen auf das Kürzel: m/w/d. Oder es werden Sternchen bzw. andere Zeichen genutzt, um zu zeigen, dass es mehr als nur zwei Identitäten gibt. Was mit der dritten Option gemeint ist, wissen die meisten nicht so genau. Im Grunde genommen brachte erst die Vorbereitung zu dem neuen Personenstandsgesetz im Jahr 2017 Diversität ins Bewusstsein der Mehrheit. Dabei hatten sich schon vor langer Zeit weit mehr Kategorien als ‚Frau‘ und ‚Mann‘ etabliert.

„Viele denken, die Moderne hätte das Intersexuelle erst entdeckt und Diskriminierten zu ihrem Recht verholfen. Menschen mit uneindeutigen Geschlechtsmerkmalen kamen schon immer auf die Welt, aber sie wurden nicht immer stigmatisiert“, stellt Professor Frank Becker klar. Selbst wenn Gesellschaften oft versuchten, Menschen gewaltsam als Frau oder Mann einzuordnen – ging es hin und wieder auch anders.

Eins, zwei, drei ...

Weltweit finden sich in verschiedenen Zeitaltern und etlichen Kulturen Alternativen zur binären Geschlechterordnung. Geschlechtliche

Identität, wie auch Sexualität, können flexibel konstruiert sein. So gab es bei einigen nordamerikanischen Stämmen bis zu sechs Geschlechter – biologische und soziale. Durch den Einfluss der christlichen Kolonialmächte verschwand diese Vielfalt.

Dabei ist sie noch länger bekannt. Überlieferungen aus Babylonien verdeutlichen: Schon vor 4.000 Jahren wurde Menschen ein drittes Geschlecht zugestanden. „Interessant ist auch die Figur des Hermaphroditen aus der griechischen Mythologie, dessen Körper weiblich und männlich ist. Man kann davon ausgehen, dass diese Figur ein Reflex auf die Realität war“, erklärt der Historiker.

Hijra und Burrnesha

Welche weiteren Konzepte gibt es? In Indien heißen Transsexuelle, Homosexuelle und Kast-raten Hijras. Früher galten sie als göttlich Inspirierte mit magischen Talenten. „In einigen Gesellschaften außerhalb Europas waren Menschen mit einem anderen Geschlecht sogar privilegiert, man sprach ihnen übermenschliche Fähigkeiten zu“, so Becker. Er nennt verblüffende Beispiele von Transgender. Bis heute leben

manche Frauen in Albanien als Burrnesha. Sie verpflichten sich zu lebenslanger Enthalt-samkeit, damit sie als Mann anerkannt werden. Der Grund für den sozial-kulturellen Geschlechter-tausch ist meist eine Notlage – wenn der Familie ein männlicher Erbe fehlt und der Rollenwech-sel der einzige Weg ist, im patriarchalen System Besitz zu vermachen.

Innovatives Preußen?

Selbst im deutschen Raum gab es im 18. Jahr-hundert eine Zeit vermehrter Toleranz, in der ein Geschlecht jenseits von weiblich und männlich im Prinzip akzeptiert war. Der „Zwitter-paragraf“ im Allgemeinen Preußischen Landrecht (1794) regelte die Rechte von Intersexuellen. „Im 19. Jahrhundert wurde es erneut restriktiver, der Paragraf verschwand. Eine eindeutige Ge-schlechtszuschreibung war erforderlich. Erst im Umfeld des Transsexuellengesetzes von 1980 ent-stand eine neue Debatte, auch um Intersexualität.“

Dass das Binäre lange fest zementiert war, liegt auch am Christentum, das strikte Normen setzte. Becker bringt es auf den Punkt: „Da gibt es nur Eva und Adam, nur weiblich und männlich, da-zwischen ist nichts. Jahrhundertlang war es

üblich, dass geistliche Autoritäten gemeinsam mit Ärzten festlegten, was Menschen sein soll-ten, die man als ‚geschlechtlich uneindeutig‘ klassifizierte. Einmal getroffene Festlegungen durften nicht mehr in Frage gestellt werden. Sonst wäre zum Beispiel eine Ehe, die nur unter gegengeschlechtlichen Partnern zulässig war, ungültig geworden.“

OP-Fixiertheit

Das 20. Jahrhundert brachte mit dem medizini-schen Fortschritt Fluch und Segen zugleich. Einige Intersexuelle begrüßten die Chance einer operativen Vereindeutigung ihres Geschlechts, andere erlebten die Fixierung auf das Zweige-schlechtersystem als seelisches Fiasko. „Eltern wurden unter Druck gesetzt, ihre Säuglinge operieren zu lassen, damit sie als geschlechtlich eindeutig galten. Meist wurde Richtung Mäd-chen operiert, das war die einfachere Methode“, erläutert Becker.

Die Alternative hieß: mit dem Geheimnis leben, das Anderssein verdecken. „In den letzten Jah-ren ist eine Offenheit und Buntheit entstanden, die in manchen toleranten Gesellschaften frü-her schon Realität war.“

Fortschritt ist relativ

Was als progressiv erachtet wird, hängt von der Epoche ab. Aus heutiger Sicht sind Be-griffe wie Hermaphrodit und Zwitter despek-tierlich, wir sprechen von Intersexuellen. Obwohl erste Quellen, die das Phänomen belegen, Jahrtausende alt sind, war es immer wieder eine Herausforderung, sich vorzu-stellen, dass Menschen nicht ins binäre System „passen“. Bis 2017 hielt man es für fortschritt-lich, jenen, die nicht eindeutig zugeordnet werden können oder wollen, die Option zu geben, das Geschlecht im Geburtenregister offenzulassen.

Aber die binäre Logik blieb. Das Bundesver-fassungsgericht machte den Weg für das dritte Geschlecht frei, seit Ende 2018 ist es in Deutsch-land offiziell. Frank Becker ist gespannt auf die Vielfalt neuer Zwischenformen: „Trans, inter, queer, postgender ... Aktuell wird disku-tiert, das dritte Geschlecht stärker auszudiffe-renzieren. Das berührt Grundlagen unserer sozial-kulturellen Orientierung in der Welt. Die Geschlechterdebatte ist nicht nur eine Fußnote der Geschichte, sie ist etwas Funda-mentales!“

Frank Becker

ist seit 2011 Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der UDE. In der DFG-Forschungsgruppe „Ambi-guität und Unterscheidung. Histo-risch-kulturelle Dynamiken“ unter-sucht er mit Kolleg*innen aus den Geisteswissenschaften, wie Gesell-schaften mit Ambiguität, u.a. mit der Uneindeutigkeit von Geschlecht, um-gehen.



Foto: privat

Gibt es intersexuelle Tiere?

Der Vogel, den die Amerikanerin Shirley Caldwell 2019 an ihrem Vogelhäuschen beobachtete, war mit seinem leuchtend roten Gefieder eindeutig ein Rotkardinal-Männchen – zumindest rechts. Die linke Seite trug hingegen das braune Federkleid der Weibchen; und die Trennlinie verlief mitten durch den kleinen Körper.

Ein solcher Halbseiten-Hermaphrodit* ist zwar eher selten, kommt aber bei Insekten, Krebsen, Schlangen und Vögeln vor. Grundsätzlich zeigt uns ein Blick ins Tierreich, dass die biologische Definition des Geschlechts oft alles andere als eindeutig ist:

Da sind zunächst Zwitter wie Korallen, Weinbergschnecken oder Regenwürmer mit sowohl männlichen als auch weiblichen Geschlechtsorganen. Diese Tiere sitzen entweder fest oder sind zumindest nicht gerade Sprinter. Bei der laaaangwierigen Partnersuche wäre es also ungeschickt, wenn ein rein männlicher

Regenwurm ausgerechnet auf Willi aus dem Nachbarkompost treffen würde. Oder wie Biologe Dr. Christian Feld es ausdrückt: „Wenn jedes Individuum Eier und Samen trägt, erhöht sich die Fortpflanzungschance direkt um 50 Prozent.“

Bei anderen Tierarten wandelt sich das Geschlecht im Lauf des Lebens durch hormonelle Änderungen: Der kleine Clownfisch Nemo zum Beispiel – hier im Foto – ist nur unter Brüdern aufgewachsen. Diese leben zunächst im männlichen Harem eines Weibchens. Stirbt dieses, wird eines der Männchen zur neuen Königin der Anemone.

Auch Pantoffelschnecken starten übrigens als Jungs. Zur Paarung setzen sie sich auf ihre Auserwählte, um anschließend selbst zum Weibchen zu werden und nie wieder loszulassen. So entstehen ganze Schneckentürme, von denen immer nur das oberste Tier *noch* ein Männchen ist.



Einige Lippfischarten schlüpfen dagegen immer weiblich aus dem Ei. „Das kann ganz geschickt sein“, erklärt Zoologe Kai Caspar. „Man vermutet, dass der Fisch so erstmal wachsen kann und erst zum Männchen wird, wenn er körperlich in der Lage ist, ein Revier zu verteidigen.“

Apropos: Bei Tüpfelhyänen sind es die Weibchen, die den Ton angeben, und interessanterweise sind sie körperlich „maskulinisiert“: Obwohl sie weibliche Geschlechtsorgane haben, sehen diese täuschend echt männlich aus. Ob das eine mit dem anderen zu tun hat, ist in der Wissenschaft übrigens noch umstritten – das gilt wohl nicht nur für Hyänen. (4j)

* Hermaphrodit = Zwitter



Foto: johnnyip3/pixabay.com

Mit männlichem Verstand

Regentin, Äbtissin, Autorin: Schon zwischen Antike und Neuzeit gab es einflussreiche Frauen. Ein Gespräch mit der Historikerin Amalie Fößel

Frau Fößel, Sie forschen zu Frauen und Macht im Mittelalter. Wieso?

Bis ins ausgehende 20. Jahrhundert wurde Wissenschaft von Männern dominiert. Dass Frauen in allen historischen Epochen und Kulturen über Macht verfügen konnten, ist daher lange Zeit kein Thema gewesen. Als ich in den 1990er-Jahren damit begonnen habe, nach der politischen Teilhabe und den Handlungsfeldern und Strategien mittelalterlicher Königinnen zu fragen, war das in der deutschen Mediävistik weitgehend neu. Heute fühle ich mich in meiner Forschung bestätigt, gleichzeitig gibt es viele noch unbearbeitete Themenfelder, die mich motivieren, sie anzugehen.

Welche Frau aus jenen Zeiten gefällt Ihnen besonders und warum?

Es gab zu allen Zeiten zahlreiche beeindruckende Frauen, natürlich auch im Mittelalter. Hildegard von Bingen und Herrad von Landsberg verfügten über ein enormes theologisches und enzyklopädisches Wissen und schrieben zahlreiche Bücher. Sie stehen stellvertretend für den hohen Bildungsgrad von Frauen in Klöstern, im Adel und im Bürgertum.

Wie wurden Frauen früher mächtig?

Eine wesentliche Voraussetzung waren neben intellektuellen Fähigkeiten vor allem Status, Herkunft, Herrschaftsrechte und materielle Ressourcen, die sie erben, ererbeten oder qua Amt erlangten. Ein lokales Beispiel: Die Essener Münsterkirche mit dem einzigartigen Domschatz ist

die ehemalige Kirche der adeligen Frauengemeinschaft, die in der Mitte des 9. Jahrhunderts gegründet wurde. Die Macht der Äbtissinnen Mathilde, Sophia und Theophanu, die aus der kaiserlichen Familie der Ottonen stammten, ist bis heute sichtbar. Bis in die Neuzeit hinein war die Essener Äbtissin sehr einflussreich: Sie verfügte über enorme Mittel und ausgedehnten Grundbesitz, Markt- und Münzrechte, sie fungierte über lange Zeiträume als Stadtherrin und erlangte schließlich den Status einer Reichsfürstin.

Wieso fielen sie später in traditionelle Rollen zurück?

Macht ist ein relationaler Begriff und situationsbedingt, sie ist also nicht grundsätzlich gegeben, sondern muss stets aufs Neue verhandelt und verfestigt werden. Was wir zudem heute als traditionelles Bild der Frau als Mutter und Hausfrau bezeichnen, resultiert aus den bürgerlichen Gesellschaftsmodellen des 19. Jahrhunderts und der Unterscheidung zwischen männlich-öffentlichen Räumen und weiblich-häuslichen Räumen. Damit wurden Rollen verbunden, die bis heute unsere Vorstellungen prägen. Im Mittelalter und der Frühen Neuzeit kannte man diese Trennung nicht. Das so genannte ‚ganze Haus‘ umfasste neben der Kernfamilie alle Mitglieder einer Grundherrschaft oder eines handwerklichen Betriebes.

Lange galt: Männer werden geboren, um zu herrschen, und Frauen, um beherrscht zu werden. Haben Frauen das restlos widerlegen können?

Unsere Gesellschaften sind in großen Teilen bis heute männlich-hierarchisch dominiert. Die erneut in Deutschland geführte Diskussion um Quoten in Parteien und Aufsichtsräten macht dies offensichtlich. Herrschaft als eine männliche Domäne zu begreifen, ist in den traditionellen vormodernen Gesellschaften weit verbreitet und weithin akzeptiert worden.

Selbst Christine de Pizan, die im ausgehenden 14. Jahrhundert als junge Witwe ihre Familie als Schriftstellerin durch Auftragsarbeiten ernähren musste, hat dies nicht in Frage gestellt und dennoch einige Bücher wie den Bestseller „Die Stadt der Frauen“ geschrieben und Vorstellungen von einem Lebensraum entwickelt, in dem Frauen das Regiment führen.



Foto: Christian Diehl, Dortmund/© Domichatz Essen

Auf einem Email vom Otto-Mathildencross: die Essener Äbtissin Mathilde (um 973–1011) und ihr Bruder, Herzog Otto von Schwaben und Bayern, beide höfisch gekleidet.

Konnten Frauen damals nur erfolgreich sein, wenn sie herrschten wie ein Mann?

Die Vorstellung von einer erfolgreich regierenden Frau wurde im Mittelalter erzählerisch tatsächlich damit verknüpft, dass man ihr einen ‚männlichen‘ Verstand attestierte und sie als ‚viriliter‘, als männlich handelnd bezeichnete. Das basierte auf einer gängigen Stereotypik, der zufolge Mann-Sein mit Vernunft, Tatkraft und Stärke, Frau-Sein mit Emotionalität, Zartheit und Zerbrechlichkeit verknüpft wurden.

Handelte jedoch eine Frau mit Durchsetzungskraft und in einer Weise, die das Gemeinwesen beförderte, beurteilten die Zeitgenossen und Geschichtsschreiber deren Engagement positiv, indem sie ihr ‚männlichen‘ Mut und ‚männlichen‘ Verstand zuschrieben. Meist handelt es sich dabei um regierende Frauen, die ‚ihren Mann standen‘, ihren Söhnen die Herrschaft bewahrten und – notfalls auch mit militärischen Mitteln – zu verteidigen wussten.

Gab es damals schon so etwas wie weibliche Netzwerke?

In der Tat können wir in bestimmten Situationen so etwas wie weibliche Netzwerke ausmachen. Sie ergaben sich eher aus der Notwendigkeit bestimmter Ereignisse, dürfen aber nicht – wie heute – als grundlegende karrierefördernde Strategie, sich unter Frauen auszutauschen, verstanden werden. Im ausgehenden 10. Jahrhundert gab es eine solche Konstellation, als im ostfränkischen und westfränkischen Reich gleichzeitig Regentinnen in der politischen Verantwortung standen und für ihre minderjährigen Söhne handelten, die bereits als Könige vorgesehen waren. Sie trafen sich zu ‚colloquia feminarum‘, zu Gipfeltreffen – so würden wir heute sagen –, um anstehende Probleme zu besprechen.

Sehr viel wichtiger waren hingegen die familiären Netzwerke, in die die Frauen eingebunden waren. So verhandelten im frühen 14. Jahrhundert zwei Schwestern miteinander:

die eine war die römisch-deutsche Kaiserin, die andere die englische Königin. Beide trafen sich im Auftrag ihrer Ehemänner, die wussten, dass ihre Frauen besser als die Unterhändler die politischen Probleme lösen konnten.

Herrscherin, Ehefrau und Mutter – diese Dreifachbelastung hatten auch Königinnen im Mittelalter. Wie gelang das? Und welche Rolle hatte der Ehemann?

Sie gehen da von einer sehr modernen Sicht aus, die sich nicht so ohne weiteres ins Mittelalter übertragen lässt. Wahrscheinlich hätte keine mittelalterliche Königin hier eine ‚Dreifachbelastung‘ wahrgenommen. Wir sehen, dass Königinnen auf ihre Aufgabe meist gut vorbereitet wurden und sie die damit einhergehenden Herausforderungen kannten. Oberste Pflicht war es, gesunde Kinder und einen Thronfolger zur Welt zu bringen, und zudem dem König eine Partnerin und Gefährtin in der Ehe und in der Königsherrschaft zu sein.

Das brachte es mit sich, dass sie mit dem König und dem gesamten Hof stetig im Reich umherzog, von einem Ort zum anderen, und nicht selten mehrmals mit dem ganzen Gefolge die Alpen nach Italien überquerte. In jeglicher Hinsicht verlangte das den Frauen viel ab und war auch körperlich extrem anstrengend.

Geschichtsschreibung war Männersache. Welche Rolle spielt sie?

Da die Autoren der mittelalterlichen Geschichtsschreibung vor allem gelehrte Kleriker und Mönche waren, beschrieben sie die Geschichte aus ihrer männlichen Sicht. Wir sehen aber auch, dass die wenigen weiblichen Geschichtsschreiberinnen die männlich dominierte gesellschaftliche Ordnung nicht in Frage stellten.

Dennoch haben sie immer wieder Frauen in ihrer politischen und gesellschaftlichen Stellung in den Blick genommen und in ihren verschiedenen Rollen beschrieben. Das haben beispielsweise die gelehrte Nonne Hrotsvith von Gandersheim im 10. Jahrhundert getan oder Hildegard von Bingen, die im 12. Jahrhundert eine vielgefragte Ratgeberin von Königinnen und Königen, Bischöfen und Äbten, adeligen Frauen und Männern war, sowie die spätmittelalterliche ‚weltliche‘ Autorin Christine de Pizan.

Was können Frauen heute noch von den Herrscherinnen des Mittelalters lernen?

Das ist eine gute Frage, die an den Ausspruch ‚Geschichte ist Lehrmeisterin des Lebens‘ anknüpft. Historische Kontexte stellen sich immer wieder anders dar, sie wiederholen sich nicht. Wir können aber gegebenenfalls übergeordnete Muster und Handlungsstrategien erkennen.

Was viele Herrscherinnen und Fürstinnen des Mittelalters mit uns teilen, das war die Erfahrung kultureller Unterschiede und Andersartigkeit.

Besonders, wenn sie von ihren Familien in andere Sprachräume und Kulturkreise verheiratet wurden. Sie mussten sich an neue Lebensweisen anpassen.

Andererseits konnten sie vielfach ihre Kontakte zu ihren Herkunftsfamilien aufrecht erhalten. Es gelang ihnen, Gewohntes in der neuen Umgebung zu etablieren, mit Neuem zu verknüpfen und zu etwas Eigenem auszuformen. Solchen Herausforderungen müssen sich heutzutage zahlreiche Menschen stellen und auf ihre eigene Weise bewältigen.

Die Fragen stellte Cathrin Becker.



Amalie Föbel

ist seit 2008 an der UDE Professorin für die Geschichte des Mittelalters. Sie hat an der aktuellen Ausstellung *Die Säulen der Macht* in Mainz mitgewirkt und gerade einen von der VW-Stiftung finanzierten Band *Gewalt, Krieg und Geschlecht im Mittelalter* herausgebracht. Er ist als Open Access hier zu haben: peterlang.com/view/title/63885



Foto: privat



Stolze Papas: Professor Florian Ziel (l.) und Mirco Steffens (r.)

Mehr als Mamas Helfer

Auszeiten von Vätern sind herausfordernd – sowohl für sie selbst als auch für die Uni. Zum Glück gibt's da eine gute Adresse.

To do:

- für die Kinder da sein
- ein fürsorglicher Partner sein
- im Job gut sein
- regelmäßig Sport machen
- mit Freunden treffen
- ...

Diese Liste muss von einer Frau sein – denken Sie. Denn: die Ansprüche hoch, die Zeit knapp, die Unterstützung zu wenig. Das ist das Los vieler Mütter. Bis es nicht mehr geht und Hilfe her muss.

Nur Helfer seiner Frau wollte Dr. Stefan Zöllner nicht sein. Es ist seine Liste. Der Assistenzarzt in der Kinderheilkunde III am Uniklinikum Essen (UK) wollte viel übernehmen und hat schnell gemerkt: Alles geht nicht. „Ich musste lernen, die eigenen Ansprüche oft nicht erfüllen zu können. Nach der Geburt meiner beiden wundervollen Jungs und der Elternzeit habe ich mich nach meinem Wechsel ans UK Essen entschieden, meine Stundenzahl zu reduzieren.“

Das bedeutet: Weniger Geld, aber auch mehr Zeit für die Kinder und für seine Frau mehr Luft, als Selbstständige zu arbeiten. „Aber ohne ihre Flexibilität und das Verständnis meiner Chefs würde das nicht laufen. Job und Familie ist und bleibt ein langer Tanz.“

Damit er nicht zum Eiertanz wird, engagiert sich Zöllner am UK Essen als Väterbeauftragter für das wissenschaftliche Personal. Drei weitere Kollegen sind Ansprechpartner für Pfleger und die Mitarbeiter in Technik und Verwaltung. „Wir waren die Ersten nach der Charité, die vor zehn Jahren Väterbeauftragte ernannt haben als Reaktion auf das veränderte Rollbild in der Partnerschaft“, erklärt Sandra Warren von der

Gleichstellung. Zwar nehmen häufiger Mitarbeiterinnen Elternzeit, aber immer mehr Väter wollen das inzwischen auch.

„Alle, mit denen ich zu tun habe, übernehmen zuhause die Hälfte der Betreuung“, sagt Anglistikprofessor Frank Pointner. „Leider haben aber Väter meist keine Lobby, da in der freien Wirtschaft immer noch die traditionellen Rollenbilder dominieren.“ Elternzeit zu nehmen, kam ihm zunächst auch nicht in den Sinn. „Ich konnte mir 50 Jahre meines Lebens nicht vorstellen, was es heißt, Vater zu sein. Man unterschätzt das, wenn man es nicht erlebt.“ Inzwischen hat er zwei Söhne und ist seit 2018 der erste Väterbeauftragte an der UDE.

Die Fragen und Herausforderungen, bei denen er helfen will, ähneln denen von Stefan Zöllner. Nach Elterngeld wird viel gefragt, nach Beratung im Antragsdschungel, Elternzeit und Kinderbetreuung. Das Väterportal wird gerade ausgebaut, Infos werden regelmäßig rundgemailt, Sprechstunden sollen dazukommen. Ein ge-

„Leider haben Väter meist keine Lobby, da in der freien Wirtschaft immer noch die traditionellen Rollenbilder dominieren.“

meinsames Programm der Gleichstellungsbüros steht schon, neue Projekte sind in Planung. Normalerweise kommen rund 20 Väter zum Frühstückstreffen der DU-E-KIDS, das ist die Kindertagespflege der Uni, oder sie machen gemeinsame Ausflüge: ganz klassisch zu Polizei und Feuerwehr, wie es Kinder lieben.

Die engagierten Väter stellen Uni und Klinikum vor ungeahnte Probleme: Jetzt sind es nicht mehr nur die Frauen, für die man Ersatz braucht, sondern auch noch die Männer. Wie lässt sich ihre (recht kurze) Elternzeit überbrücken? Wie mit dem vergleichsweise plötzlichen Ausfall von Wissen und Arbeitskraft

umgehen? Wer springt stellvertretend in Forschungsprojekten ein? Ist Ansprechpartner für Promovierende und Studierende? Ja, all das muss geregelt werden.

Doch die neuen Väter wollen für ihre Kinder da sein und ihre Partnerinnen unterstützen, weiter zu arbeiten. Gemeinsam möchte man daher Vorschläge entwickeln, „damit Elternzeit bei Vätern und Vorgesetzten akzeptierter, aber auch besser durchführbar wird“, so Zöllner.

Auch Frank Pointner sieht noch viel Arbeit vor sich, wenn auch noch keine richtige Lösung. „Ich kann Job und Familie einigermaßen gut vereinbaren. Mein Respekt gilt den Kollegen, die noch eine Doktorarbeit oder Habilitationsschrift verfassen müssen oder auf einer befristeten Qualifikationsstelle sitzen.“

So wie Dr. Florian Ziel. Der 31-jährige Juniorprofessor für Umweltökonomik ist vor einigen Monaten zum zweiten Mal Vater geworden. Wie man Elternzeit und Wissenschaft kombiniert, weiß er schon durch die Geburt seiner Tochter vor zwei Jahren. Angesprochen auf die Elternzeit, merkt man ihm sein Hadern an: Einerseits für die Familie da sein, andererseits seine Mitarbeiter*innen und die Studierenden nicht alleine lassen wollen – auch er muss tänzeln. Zumal der mehrfach ausgezeichnete Forscher eine befristete Professur hat.

Seine Frau und er teilten sich die Auszeit fürs erste Baby. „Mindestens ein halbes Jahr wollte ich Pause machen, das war mir wichtig.“ Ein Forschungsaufenthalt in Cambridge kam dazwischen. Am Ende wurden es fünf Monate, in zehn Prozent Teilzeit. „Das waren vier Stunden die Woche, in denen ich Mails geschrieben und meine beiden Doktoranden betreut habe; Lehre war gar nicht drin.“ Seine Tochter nahm Ziel einmal wöchentlich mit an die Uni. Sprach er mit dem einen Doktoranden, passte der andere auf sie auf. Anschließend gingen alle zusammen in die Mensa. „Das war die beste Lösung in der Situation.“ Mit seinem Sohn will er es genauso machen – auch wenn es wegen der Semesterzeiten schwieriger sein wird, einen Kompromiss mit seiner Fakultät zu finden.

Sich im Wissenschaftsbetrieb mit Familie durchbeißen muss Mirco Steffens nicht. Als Referent des Rektors hat er seinen Platz schon gefunden. Einfacher macht das die Vereinbarung von Kind und Job aber auch nicht, wie Väterbeauftragter Pointner meint: „Wir wissen um das Hauptproblem, dass die Arbeitszeiten der Tarifbeschäftigten relativ unflexibel sind.“

Steffens hat jedoch gute Erfahrungen gemacht. „Zum Glück. Schau ich mich im Freundes- und Bekanntenkreis um, gehöre ich zu denjenigen mit vergleichsweise großen Freiräumen. Ich würde mich natürlich über mehr Planbarkeit freuen, aber das bleibt in meinem Bereich naturgemäß Wunschdenken.“

Seinen „Flickenteppich“ aus insgesamt vier Monaten Elternzeit für seinen Sohn, verteilt über ein Jahr, haben die Kolleg*innen gut aufgefangen; aber auch hier würde es ohne ihre Hilfe und das Verständnis seiner Vorgesetzten nicht gehen. „Ich denke, dass wir – bei allen

unbestrittenen Fortschritten – gesellschaftlich noch immer nicht so weit sind, dass die Väterrolle bei Männern genauso selbstverständlich mitgedacht wird wie die Mütterrolle bei Frauen.“ Von einem Väterbeauftragten wünsche er sich, dass er dies thematisiere und kontinuierlich hinterfrage.

Steffens und Ziel kennen die Angebote für Väter der Uni, nutzen sie jedoch kaum. Warum nicht? Keine Zeit, anderer Wohnort, der private Austausch mit Familie und Freunden ist einfacher ... Netzwerker sind die neuen Väter also noch nicht, doch Zöllner und Pointner sind dran. Sie wollen ihre Angebote sichtbarer machen, noch mehr auf die verschiedenen Fragen und Bedürfnisse der Beschäftigungsgruppen eingehen, Väter zusammenbringen und selbst die Vereinbarkeit vorleben. Denn beiden ist klar: Will man gute Mitarbeiter binden, muss man sie auch als Väter sehen. (be)

Mehr Informationen

- > udue.de/vaeterarbeit
- > www.uk-essen.de/vereinbarkeitberufundfamilie/eltern-werden/vaeterportal

Das Bundesfamilienministerium hat vor zwei Jahren einen Väterreport veröffentlicht, abrufbar bei Publikationen unter www.bmfsfj.de.



Das lieben nicht nur die Kinder: Die Vätergruppe besucht die Feuerwehr.

Familienfreundlich ausgebremst?

Elternzeit bringt vor allem Müttern Vorteile. Ob das wirklich so ist, will Daniel Kühnle wissen.

Sie gilt als ein Meilenstein: Die Elterngeldreform, die die Vereinbarung von Familie und Beruf verbessern soll. Seitdem tauschen Mütter meist für rund ein Jahr Laptop gegen Fläschchen, und immer mehr Väter wollen Zeit mit dem Nachwuchs verbringen. So weit, so gut. Doch welche Konsequenzen hat das für Mütter? Für arbeitende Frauen? Die Unternehmen? Kann es sein, dass unbeabsichtigt durch die Reform ein für Mütter kontraproduktiver Anreiz geschaffen wurde? Das will Daniel Kühnle, Juniorprofessor für Volkswirtschaftslehre mit den Schwerpunkten Arbeitsmarkt und Gesundheit, gemeinsam mit Kollegen aus Berlin und Nürnberg herausfinden. Noch sind Fragen offen, aber die ersten Ergebnisse sind da – und weitere spannende Antworten zu erwarten.

Daniel Kühnle

ist seit einem Jahr VWL-Juniorprofessor an der UDE. Er untersucht, wie Deutsche mit Zigaretten-Warnungen und Rauchverboten umgehen und wie Elternschaft die Erwerbsverläufe von Müttern und Vätern beeinflusst.



Foto: Frank Preuß

Um Kühnles Forschung zu verstehen, braucht es Wissen ums Elterngeld: 2007 wurde die bezahlte Elternzeit reformiert und das Elterngeld eingeführt, das laut Statistik fast alle Mütter beantragen. Es errechnet sich aus dem Vorjahreseinkommen: Arbeitende Eltern bekommen 65 Prozent, nicht-erwerbstätige oder geringverdienende Paare bis zu 100 Prozent. Mindestens gibt es 300 Euro, gedeckelt wird bei 1.800 Euro. 14 Monate kann man sich gemeinsam ums Kind kümmern, wobei egal ist, wie. Ein Elternteil kann dabei mindestens zwei und höchstens zwölf Monate betreuen.

„Letztes Jahr nahmen 1,4 Millionen Frauen Elterngeld für durchschnittlich 11,7 Monate in Anspruch. Ein Wert, der seit 13 Jahren relativ konstant ist. Dabei gibt es jedoch große sozioökonomische Unterschiede, wie sie die Elternzeit nutzen. Sie können teilweise durch die finanzielle Anreizstruktur erklärt werden“, so Kühnle. Wer Mutter ist und arbeitet, bekommt im Schnitt monatlich 829 Euro netto Basiselterngeld, ohne eigenes Einkommen sind es 300 Euro netto. Dementsprechend gehen ältere Mütter mit höherem Verdienst in die längste Elternzeit.

Was sich der Wirtschaftswissenschaftler fragte: Müssen Frauen negative Folgen auf dem Arbeitsmarkt befürchten, je länger sie in Elternzeit sind? „Unsere Untersuchungen haben ergeben, dass dies nicht der Fall ist. Durch die typische 12+2 Aufteilung, also 12 Monate die Mutter, zwei Monate der Vater, ist ein sozialer Anker geschaffen worden.“ Inzwischen

gilt es also als normal, dass die Mutter ein Jahr aussetzt, negative Folgen hat sie laut Studien nicht zu befürchten.

Und was ist mit den Vätern? Vor der Reform nahmen sich lediglich drei Prozent von ihnen bezahlte Elternzeit fürs Kind, nach Einführung des Elterngeldes ist es jeder dritte – stark abhängig davon, wie viel er verdient und wo er arbeitet. „Väter im öffentlichen Dienst nehmen deutlich häufiger Elternzeit als in der Privatwirtschaft. Generell wird eher Elternzeit genommen, wenn die Frau auch gut verdient“, so Kühnle. Aktuell untersucht er noch, wie Firmen damit umgehen. Die entscheidende Frage ist: Liegt es an den Männern oder an den Arbeitgebern, dass Väter wenig oder keine Elternzeit nehmen?

Werden von vorneherein weniger Frauen eingestellt?

Nach der Elternzeit kehren die meisten Frauen zurück ins Arbeitsleben, wenn auch oftmals in Teilzeit. Kühnle untersucht, wie sich in einer Firma die Verfügbarkeit von Beschäftigten auf das Rückkehrverhalten von Müttern auswirkt. „Wir können klar zeigen: Mütter, die nur wenige so genannte interne Substitute haben – sprich Kolleg*innen, die die gleiche Arbeit verrichten können –, kehren schneller zurück als Mütter, die von mehreren vertreten werden.“

Firmen, die nicht intern auf Personal zurückgreifen können, bedienen sich stärker am externen Arbeitsmarkt und stellen vorübergehend mehr ein;

andere größere Unternehmen: Sie können leichter selbst kompensieren. „Wir untersuchen gerade, ob längere Elternzeiten negative Effekte für die Firmen haben, z.B. höhere Kosten, da sie Vertretungskräfte suchen, einstellen, einarbeiten müssen. Ich kann spannende Ergebnisse in Aussicht stellen, da wir mit administrativen Daten der Agentur für Arbeit in Nürnberg arbeiten.“

Dass Firmen Mütter akzeptieren, die ein Jahr fürs Baby pausieren, weiß man also. Aber versuchen sie, die Situation zu umgehen, indem sie weniger Frauen im gebärfähigen Alter beschäftigen? „Genau das ist die Schlüsselfrage, die wir selbst gerne beantworten möchten. Wir schauen uns mithilfe der detaillierten Daten gerade an, ob Firmen weibliches Personal weniger oder nur für kürzere Zeit einstellen oder ob sie Neueingestellte schlechter bezahlen.“ Kühnle hält es für möglich, „dass sich die Elterngeldreform unbeabsichtigterweise für Mütter als nachteilig herausstellt: „Firmen können davon ausgehen, dass junge weibliche Angestellte, wenn sie denn ein Kind bekommen, länger fehlen werden. Dies ist für Betriebe teurer, weshalb sie dem mit ‚statistischer Diskriminierung‘ entgegen könnten. Das heißt, sie stellen einfach weniger aus der Gruppe ein, die ihnen höhere Kosten beschert. Ob das so ist, werden wir bald wissen.“

Ebenso, ob diese Frauen in Gehalt und beruflichen Ambitionen und Aufgaben herabgestuft werden und ob dadurch die Chancen für Berufsanfängerinnen, Männer oder ältere Arbeitnehmerinnen steigen. „Das Thema Elterngeld“, freut sich Kühnle, „bleibt jedenfalls spannend für uns.“ (be)

Er, sie, Arbeitsteilung: Rolle rückwärts?

Zwingt Corona die Frauen zurück zu Küche und Kind? Diese Befürchtung scheint unbegründet, aber gleichberechtigt werden die Aufgaben in der Familie keinesfalls übernommen. Das hat im Sommer eine Studie der Soziologieprofessorin Anja Steinbach (UDE) und ihres Kölner Kollegen Karsten Hank ergeben.

Schon vor Corona war bei 60 Prozent der von ihnen befragten Paare hauptsächlich oder ausschließlich „sie“ für Hausarbeit und Kinderbetreuung verantwortlich. Die Krise sorgte dann für gewisse Verschiebungen: Der Anteil der Frauen und Männer, die sich nur um Hausarbeit und Kinder kümmern, ist gestiegen. Und in eigentlich gleichberechtigten Beziehungen haben Partnerinnen stärker die überwiegende oder sogar gesamte Verantwortung übernommen.

Anja Steinbach: „Der Beitrag der Partnerin zu Aufgaben in Haushalt und Familie scheint unabhängig von ihrer zeitlichen Belastung

durch Erwerbstätigkeit zu sein, während Männer ihren Anteil flexibel anpassen (können), wenn sich ihre Arbeitszeit verändert.“ Sein Beitrag scheint also stärker verhandelbar zu sein als ihrer.

Statt einer generellen Re-Traditionalisierung der Geschlechterbeziehungen durch Corona habe man unterschiedliche Anpassungsprozesse an die veränderten Rahmenbedingungen beobachtet. Diese führten teilweise tatsächlich dazu, dass die Partnerin sich stärker in die traditionelle Rolle als Hausfrau und Mutter einfinde. Andererseits sei der Anteil jener Paare gestiegen, in denen die herkömmlichen Rollen getauscht wurden und der Mann mehr Verantwortung für Haushalt und Kinder übernehme.

Die Studie ist im Juli dieses Jahres im Journal of Family Research erschienen: DOI: 10.20377/jfr-488



Zahl des Hefts

So viele diverse Studierende hat die Universität Duisburg-Essen. Offiziell.

Bei etwa 42.000 Studierenden ist das natürlich kaum zu glauben – und richtig: Genaues weiß man nicht. Erst seit etwas mehr als einem Jahr haben Studierende bei ihrer Einschreibung vier Optionen, um ihr Geschlecht anzugeben: männlich, weiblich, divers, ohne Angabe. Seither hat nur eine Person divers angekreuzt, zwei machten das Häkchen bei Möglichkeit vier.

Warum die Zahl deutlich höher liegen dürfte? Nun, weil alle Jahr(zehnt)e zuvor es eben nur das eine oder das andere gab: Student oder Studentin sein. Und weil sich auch heutzutage

nicht alle diversen Menschen outen möchten. Laut einer aktuellen Studie der Grundrechte-Agentur der EU hält fast die Hälfte der LGBTI – also der Lesben, Schwulen, Bi-, Trans- und Intersexuellen – ihre geschlechtliche Identität verborgen. Aus Angst vor Benachteiligung oder nervigen Fragen. Das hätten wir gerne genauer gewusst und wollten für dieses Heft einen diversen Menschen interviewen – anonym. Leider hat sich niemand gefunden.

Was ist mit queeren UDE-Beschäftigten? Die Statistik sagt hier: Fehlanzeige. Es gibt bislang keine Zahlen dazu. Denn das Erfassungssystem ist gerade dabei zu lernen, dass es ein drittes Geschlecht gibt. (ubo)

Die Nächste, bitte!

Medizin ist männlich – noch.

Das Bild sorgte in den sozialen Medien für Furore: eine anatomische Abbildung eines menschlichen Oberkörpers mit Knochen, Muskeln, Sehnen, Fettgewebe und ... Was sollte denn das sein? Zehntausenden, die sich das anschauten, wurde schlagartig klar, dass sie noch niemals Milchdrüsen gesehen hatten, obwohl rund 50 Prozent der Weltbevölkerung sie besitzen.

„Gendermedizin?! Diese Einteilung ist viel zu grob.“

„Ach, Sie berücksichtigen schon den Hormonspiegel?“
Stille.

Kurze Dialoge dieser Art hat Professorin Anke Hinney in den vergangenen Jahren mit so einigen Kolleg*innen geführt. „Geschlechtssensible Medizin, wie ich es lieber nenne“, erklärt die Molekulargenetikerin, „berücksichtigt in der Forschung, Prävention und Therapie Unterschiede in den Geschlechtern. Und zwar in biologischer, aber auch in soziologischer Hinsicht.“

Der nicht so kleine Unterschied

Wer das für überflüssig hält, sollte sich kurz erinnern, welche Symptome auf einen Herzinfarkt hindeuten können. Schmerzen im linken Brustbereich, die eventuell in den Arm ausstrahlen? Atemnot? Beklemmung? Stimmt alles – trifft jedoch oft nicht auf Frauen zu. Die Symptome sind hier mitunter weniger eindeutig, zum Beispiel Rückenschmerzen oder Übelkeit. Und obwohl jede Minute zählt, sind betroffene Frauen im Schnitt eine ganze Stunde später im Krankenhaus als Männer mit der gleichen Diagnose. „Mögliche geschlechtsspezifische Unterschiede von Krankheiten und ihren Symptomen nicht

zu kennen, kann so in manchen Fällen lebensbedrohlich sein.“ Für Hinney war das eine Motivation, in diesem Jahr mit dafür zu sorgen, dass Gendermedizin als Wahlfach für Medizinstudierende angeboten wird.

Die Schulmedizin, die das Männliche zur Norm erhoben hat, hat ihren Ursprung vermutlich an zwei Stellen: Da sind zum einen die Mediziner selbst, die viele Jahrhunderte lang nur *Herr* Doktor waren. Zum anderen sind da die Medikamentenstudien. Sie wurden bis vor wenigen Jahren ausschließlich mit Männern durchgeführt. Denn eine Schwangerschaft und mögliche Folgeschäden für das Kind lassen sich so am leichtesten ausschließen. Und auch hormonelle Schwankungen grätschen der Studie nicht in die Daten. Doch damit gelten die Dosierungsemp-

Bis vor wenigen Jahren wurden Medikamentenstudien nur mit Männern durchgeführt.

fehlungen des kräftigen Probanden zwangsläufig auch für die zierliche Patientin. Mittlerweile müssen Medikamentenstudien jedoch an Männern und Frauen durchgeführt werden, ansonsten werden sie auch nur für ein Geschlecht zugelassen – zu intersexuellen Personen gibt es keine Richtlinie.

Personalisierte Medizin

Gendermedizin ist mitnichten Frauenmedizin: Depressionen, Osteoporose oder Essstörungen stehen natürlich im Ruf, typisch weibliche

Krankheiten zu sein. Spielen bei dem oder der Behandelnden dann noch (un)bewusste Rollenbilder hinein, bleibt die Osteoporose des männlichen Patienten leicht unerkannt. Und obwohl sich in Deutschland dreimal mehr Männer als Frauen selbst töten, läuft der depressive Mann Gefahr, als Autist diagnostiziert zu werden.

„Gendersensible Medizin ist nur der nächste logische Schritt hin zur individualisierten Medizin“, so Hinney. Denn das biologische und soziologische Geschlecht beeinflussen unsere Berufswahl, Ess- und Genussverhalten, unsere Risikobereitschaft und den Umgang mit Erkrankungen. „All das sollte ein guter Arzt oder eine gute Ärztin mitdenken“, findet sie.

Heulsuse und tapferer Krieger

Medizinische Lehrbücher, eigentlich prädestiniert für nüchterne Faktendarstellungen, sind auch im Jahr 2020 noch immer klischeebehaftet, muss Professor Sven Benson feststellen: „Da liest man in den Fallbeispielen regelmäßig vom männlichen Herzinfarktpatienten, der sich kaputtgeschuftet hat. Demgegenüber steht die chronische Schmerzpatientin, die nicht wirklich was hat“, so der Experte für Schmerzforschung.

Tatsächlich zeigen Studien, dass Frauen häufiger von chronischen Schmerzen betroffen sind. Doch hier kommen die soziologischen Aspekte der Gendermedizin ins Spiel: Ist das wirklich eine körperliche Tatsache? Oder gehen Frauen mit Schmerzen anders um? Sprechen offener darüber, gehen schneller zum Arzt? Es gibt Hinweise darauf, dass die Schmerztoleranz von Männern höher ist. Eine mögliche Erklärung hierfür könnte eine tradierte geschlechter-

spezifische Erziehung sein: „Ein in der Kindheit oft gehörtes *Du bist ja ein Mädchen, wenn du weinst* oder das klassische *Ein Indianer kennt keinen Schmerz* prägen zum Teil ein Leben lang“, weiß Benson.

Attraktivität beeinflusst

Spielt man ein wenig mit Klischees und Erwartungen, kann sich auf einmal ein anderes Bild ergeben: Eine Studie, bei der Versuchspersonen ihre Hand so lange wie möglich in eiskaltes Wasser halten sollten, bestätigt die höhere Schmerztoleranz von Männern. „Doch sagt man den Teilnehmenden vorher, dass Männer und Frauen in der Regel gleich lang durchhalten, dann tun sie das anschließend auch“, berichtet Benson. Ach ja: Wie tapfer jemand ist, hängt auch noch ab von der Person, die den Versuch leitet. Genauer: von ihrem Geschlecht und ihrer Attraktivität. Dass das Gegenüber einen Einfluss hat, ist nicht neu. So weiß man: Die Beziehung zwischen Ärzt*in und Patient*in entscheidet mit über den Erfolg einer Therapie.

Zurück zum Anfang: Das Anatomiebild aus dem letzten Jahr hat Aufsehen erregt, zur Standarddarstellung für den menschlichen Körper ist es (noch) nicht geworden. Wer es nicht gesehen hat: Die Milchdrüsenlappen der weiblichen Brust sind angeordnet wie Blütenblätter. (4j)



Foto: Frank Preuß

Blaues Auge und dennoch ein Lächeln auf den Lippen – so ein Schauspieler! Richtig. Der tapfere Mann ist ein Simulationspatient, an dem Medizinstudierende ihre Kenntnisse testen. Er wurde geschminkt.

anke.hinney@uni-due.de
sven.benson@uk-essen.de

Mit Sprache überzeugen

Ihr Thema ist Integration, ihre Partei die CDU. Serap Güler, Tochter eines türkischen Gastarbeiters und Muslimin, hat in der Union Karriere gemacht.



Foto: Laurence Chaperon



Serap Güler (40), in Marl geboren, machte nach dem Abitur zunächst eine Ausbildung zur Hotelfachfrau. Von 2002 bis 2007 studierte sie an der UDE Kommunikationswissenschaft und Germanistik. Nach ihrem Abschluss war sie Referentin im Integrationsministerium (bis 2010), dann im

Gesundheitsministerium des Landes (bis 2012). Fünf Jahre saß sie für die CDU im Landtag, im Juni 2017 wurde sie zur Staatssekretärin für Integration im NRW-Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration ernannt. Seit 2012 gehört Serap Güler dem CDU-Bundesvorstand an.

Frau Güler, wie wird man NRW-Staatssekretärin für Integration?

Man bekommt einen Anruf vom Ministerpräsidenten und wird gefragt, ob man das machen möchte.

Was muss man dafür mitbringen?

Verwaltungserfahrung und Kompromissbereitschaft sind hilfreich. Denn vieles wird mit den anderen Ressorts abgestimmt. Und natürlich braucht man die politische Erfahrung in dem Themenfeld, für das man ernannt wird. Mit Integration beschäftige ich mich schon seit meinem Studium. Ich war integrationspolitische Sprecherin meiner Partei im Landtag und habe im Integrationsministerium gearbeitet.

Wie sieht Ihr Arbeitstag aus?

Das ist sehr unterschiedlich; ich arbeite 10 bis 12 Stunden, manchmal beginnt mein Tag schon um 7 Uhr. Im Ministerium habe ich viele Rücksprachen und Meetings. Die meisten Termine sind außerhalb. Beispielsweise besuche ich Kommunen – dort spielt Integration natürlich eine große Rolle –, aber auch Vereine, Initiativen oder Wohlfahrtsverbände, mit denen es Projekte oder Kooperationen gibt. Ich treffe viele Menschen, die mir wertvolle Einblicke geben. Das ist mir das Liebste an dem Job.

Was hat Ihnen das Studium gebracht?

Ganz, ganz viel. Ich habe ja Kommunikationswissenschaft und Germanistik studiert und meinen Schwerpunkt auf politische Kommunikation gelegt, was heute mein täglich Brot ist. Wenn man eine Position hat und sich mit jemand einigen muss, der das komplette Gegenteil vertritt, muss man wissen, welche Sprache man wählt, um den anderen zu überzeugen. Wenn Sie in einer Koalition arbeiten, muss man sich oft für einen guten Mittelweg entscheiden. Vieles, was ich dafür brauche, wurde mir an der Uni mitgegeben.

Woran erinnern Sie sich vor allem?

Ich habe unheimlich gerne in Essen studiert. Am prägendsten waren für mich die Seminare meines Lieblingsprofessors Achim Eschbach.

Von Ihrer Biografie her würde man Sie nicht in der CDU vermuten. Warum sind Sie ihr 2009 beigetreten?

Wegen der Inhalte, aber auch wegen der Personen. Mir hat damals imponiert, welche Gedanken sich die CDU – eine Partei, von der ich es am allerwenigsten erwartet hatte – um das Thema Integration macht. Es war Jürgen Rüttgers, der bundesweit als erster Ministerpräsident überhaupt auf die Idee kam, einen Integrationsminister zu ernennen, unseren heutigen NRW-Ministerpräsidenten.

Durch die Arbeit bei Armin Laschet habe ich Politiker wie Ruprecht Polenz kennengelernt, mich mit sozialen Positionen wie denen von Rita Süßmuth oder Heiner Geißler befasst. Angela Merkel hat mir

menschlich imponiert, aber auch Kommunalpolitiker und Leute an der Parteibasis. Irgendwann wollte ich Mitglied werden.

Seit 2012 sind Sie im CDU-Bundesvorstand. Braucht man, zumal als Frau, viel Ellenbogen, um Karriere zu machen?

Natürlich, das braucht man in der Politik insgesamt. Wichtiger sind aber Unterstützer in der Partei. Und die hatte ich. Die einen haben mich ins kalte Wasser geworfen und gesagt: „Da lernst du am besten schwimmen.“ Andere haben mich gefördert wie Armin Laschet oder Ruprecht Polenz. Aber auch der Rat von Fraktionskollegen war hilfreich, etwa als ich frische Abgeordnete war und anfangs dachte: Die wollen dich ausbremsen. Wenn ich auf die letzten elf Jahre zurückschaue, gab es mehr Unterstützendes auf meinem Weg als ausgefahrene Ellbogen.

Die Vielfalt der Gesellschaft spiegelt sich nicht in den Parlamenten und Parteien wider. Was halten Sie von einer Frauenquote bzw. der Geschlechterparität?

Wenn wir über Parteiämter sprechen, plädiere ich absolut für die Frauenquote und für eine Geschlechtergerechtigkeit. Das Paritätsgesetz ist aus meiner Sicht aber nicht realpolitisch. Wie will man das für ein Parlament, das überwiegend aus direkt gewählten Abgeordneten besteht, praktisch und verfassungsrechtlich sauber umsetzen? Wie soll man es hinkriegen, dass die Wahllisten einer Partei im Wechsel mit einer Frau und einem Mann besetzt werden?

Natürlich sollte ein Parlament die Vielfalt einer Gesellschaft abbilden. Ich glaube nur nicht, dass man das mit einem Gesetz hinbekommt.

Das Thema Integration polarisiert. Wie oft wird gegen Sie gehetzt?

Ich erfahre zum Glück mehr Zuspruch als Anfeindungen. Mit Hassreaktionen musste ich aber erst umgehen lernen. Es gibt Menschen, die wollen einen bewusst missverstehen. Oder sie begreifen viele Positionen nicht, weil sie keinerlei Berührung mit zugewanderten Menschen haben. Da haben Sie es schwer mit Argumenten.

Als im Sommer gemeldet wurde „Jedes fünfte Kind spricht zu Hause kein Deutsch“, habe ich in einem Gastbeitrag im Focus erklärt, warum das kein Drama ist, u.a. weil ein Kind im Laufe seiner Entwicklung in der Lage ist, viele andere Sprachen hinzuzulernen. Darauf gab es viele negative Rückmeldungen. Entmutigen tut mich das aber nicht. Wenn diese Untersuchung übrigens Anfang der 1980er stattgefunden hätte, wäre ich eines dieser Kinder gewesen.

Haben Sie Ihren Traumjob?

Ja! Ich kann mir gerade nichts Schöneres vorstellen.

Die Fragen stellte Ulrike Bohnsack.

Energy For Future

MINT-Projekt für Schulen

Viele Jugendliche engagieren sich für den Klimaschutz. Um ihr Interesse an Naturwissenschaften und den passenden Studiengängen zu stärken – speziell NanoEngineering und Energy Science –, startet das zdi-Schülerlabor der UDE das Projekt Energy For Future. In den Kursen zum Thema „Intelligente Materialien für Energie und Umwelt“ kann man etwa mit MINT-Boxen experimentieren. Regionale Unternehmen, darunter die Stadtwerke Duisburg, sind eingebunden.

Damit die Angebote jederzeit zur Verfügung stehen, wird zusätzlich eine eLearning-Plattform aufgebaut, die Hintergrundinformationen, Erläuterungen zum Umgang mit den Boxen, didaktisch aufbereitetes Material und weiterführende Links enthält. So können die MINT-Boxen z.B. für das Home Schooling oder den digitalen Unterricht eingesetzt werden.



Das Projekt erhält knapp 48.000 Euro aus dem Europäischen Fonds für Regionale Entwicklung (EFRE).
www.uni-due.de/du-mint/zdi-schuelerlabor



Antje Boetius kommt später

Die preisgekrönte Tiefseeforscherin und Verfechterin für mehr Klimaschutz, Professorin Antje Boetius, hat aktuell die Mercator-Professur der UDE inne. Die zwei öffentlichen Vorträge, die sie eigentlich jetzt hätte halten sollen, wurden auf das Wintersemester 2021 verschoben. Wann genau Antje Boetius kommen wird, gibt die Uni rechtzeitig bekannt.

Mehr: udue.de/antjeboetius

Was machen Sie da ?

„Ich habe gerade mit dem elektronischen Laser Teile aus einer Gummimatte ausgeschnitten. Die brauche ich für Stempel, die ich anfertige.“

Die Arbeit hier im Druckzentrum ist abwechslungsreich: Wir gestalten Broschüren, Flyer und andere Medien; wir drucken und bedrucken digital – von der Visitenkarte über den Kugelschreiber und der Forschungsstudie bis hin zum 10-Meter-Banner; wir stellen Roll-Ups her, Schuber unterschiedlicher Größen, Schilder in Brailleschrift, Stempel ...

Und wir binden Bücher – wenn es sein muss, auch mit der Hand. Es gibt kaum etwas, das wir nicht machen.“

Katrin Kämpf (27), ist Mediengestalterin im Universitäts-Druckzentrum, in dem fünf Frauen und sieben Männer beschäftigt sind.



Foto: Frank Preuß

Gutes tun im Ehrenamt

Wer freiwillig etwas für andere tut, gewinnt viel: Neben einem guten Gefühl und Erfahrungen sind es auch neue Kontakte. Diese fehlen zugewanderten und internationalen Studierenden häufig. Sie könnten leichter Anschluss finden an das kulturelle und gesellschaftliche Leben vor Ort und ihre Sprachkenntnisse verbessern, wenn sie sich ehrenamtlich engagierten. Das jedenfalls ist die Idee hinter dem Pilotprojekt *Studium hoch E*. Die UDE ist bundesweit eine von drei Hochschulen, die dafür ausgewählt wurden.



Mehr: www.uniaktiv.org/projekte/studium-hoch-e

Jede Uni arbeitet dabei mit einer lokalen Non-Profit-Organisation zusammen. Partner der UDE ist die Ehrenamt Agentur Essen. Diese berät zurzeit Interessierte telefonisch und vermittelt sie auch in ein Ehrenamt. Wenn die Corona-Lage es wieder erlaubt, soll es auch Sprechstunden geben. Die Uni hingegen bietet zweisprachige Seminare und Workshops zum gesellschaftlichen Lernen an. Zuständig hierfür ist UNIAKTIV, das seit mehr als zehn Jahren Service Learning lehrt.

Studium hoch E wird durch das Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement getragen und bis August 2022 durch das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge mit 62.500 Euro gefördert.

Get involved! Engagiert bei ...

So heißt die digitale Reihe, in der sich Initiativen oder gemeinnützige Organisationen vorstellen. Sie kommen aus den Bereichen Bildung, Ökologie, Soziales, Integration und Kultur. In Live-Interviews erklären sie, wie man sich bei ihnen engagieren kann. Anschließend können Interessierte Fragen stellen.

Die Reihe findet jeden Monat statt: Im kommenden Januar gibt der *Ernährungsrat Essen* (Nachhaltigkeit) Einblick in seine Arbeit, im Februar ist es *Weitblick*. Die Studierendeninitiative an der UDE setzt sich für mehr Bildungsgerechtigkeit ein; im März stellt sich das Sozio-kulturelle Zentrum *Stapeltor Duisburg* vor.

Gewässer im Stress

Ein neuer Sonderforschungsbereich untersucht die Ökosysteme von Emscher und Kinzig

Flüsse und Bäche sind Zentren der Biodiversität und für den Menschen lebenswichtig. Durch unser Zutun werden sie auf vielfältige Weise beeinträchtigt, was nicht spurlos an Tieren und Pflanzen vorbeigeht. Ein neuer Sonderforschungsbereich an der UDE widmet sich diesem wichtigen Thema. RESIST wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft für vier Jahre mit 12,3 Millionen Euro gefördert. Seine Sprecher sind die Professoren Dr. Bernd Sures und Dr. Daniel Hering aus der Aquatischen Ökologie.

RESIST will verstehen, wie verschiedene Belastungen einzeln und kombiniert auf die Biodiversität und die Funktionen von Fließgewässern wirken, und wie sich vormals gestresste Ökosysteme wieder erholen. Außerdem sollen Modelle entwickelt werden, um die Effekte vorherzusagen.

„Uns interessieren vor allem drei Stressoren, die weltweit für negative Folgen sorgen: steigende Temperaturen, Versalzung und Verschlechterung von Gewässerstruktur und Fließverhalten“, erklärt Bernd Sures. „Wir ergründen, wie die drei einzeln und auch zusammen wirken: zum einen auf alle Komponenten des Nahrungsnetzes

von Fließgewässern – von Viren bis zu Fischen –, zum anderen auf vier ökosystemare Funktionen, etwa den Abbau von Falllaub und die Nährstoffzyklen.“

Die Forschungsgruppe wendet dabei ein breites Methodenspektrum an. Sie verbindet Freilanduntersuchungen mit Mesokosmen-Experimenten. Das sind künstliche Mini-Ökosysteme, in denen Versuche wiederholt durchgeführt werden können. Dies findet im Ruhrgebiet an der Boye, dem größten Nebenfluss der Emscher, sowie am Fluss Kinzig in Hessen statt. „Die Renaturierung der Emscher, eines der weltweit umfangreichsten Vorhaben seiner Art, bietet uns ideale Bedingungen“, betont Daniel Hering.

RESIST steht für Degradation und Erholung von Fließgewässerökosystemen unter multiplen Belastungen. Neben 15 Forschenden der UDE sind Teams von sechs weiteren Hochschulen bzw. Forschungszentren beteiligt. (ubo)

www.uni-due.de/aquatische_oekologie/resist



Foto: Till-Hendrik Maicher

Der Einfluss multipler Stressfaktoren auf die Biodiversität soll auch mit Mesokosmen-Experimenten analysiert werden. Im Bild ist das ExStream-System an der Kinzig, Hessen.

MARIE verlängert

Die Grundlagen für einen mobilen hochsensiblen Mini-Detektor werden seit 2016 im Sonderforschungsbereich/Transregio MARIE untersucht. Jetzt hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft eine zweite Förderphase bis 2024 mit 13,7 Millionen Euro bewilligt.

Der Detektor wird einmal die Materialeigenschaften nahezu beliebiger Objekte bestimmen können, selbst wenn diese hinter einer Wand verborgen liegen. So können auch Menschen in kontaminierten Räumen oder schmorende Kabel innerhalb von Wänden aufgespürt werden. Dafür muss das Gerät sehr hohe Frequenzen bis in den Terahertzbereich abdecken.

In der ersten Förderphase wurden kompakte leistungsstarke Terahertz-Sender und Empfänger konzipiert, vermessen

und schließlich realisiert. Sie zählen laut den internationalen Gutachtern zur Weltspitze. In der im Januar beginnenden zweiten Förderphase werden diese Detektoren „mobil“, also besonders energieeffizient und leichtgewichtig. Sie werden damit für zahlreiche Anwendungen bis hin zur Integration in ein Smartphone geeignet sein.

MARIE bedeutet: Mobile Material-Charakterisierung und -Ortung durch Elektromagnetische Abtastung. Die Leitung haben UDE-Professor Thomas Kaiser (Sprecher) vom Fachgebiet Digitale Signalverarbeitung und die Bochumer Professorin Ilona Rolfes (Hochfrequenzsysteme). Unter den vier Partnern ist das Fraunhofer IMS in Duisburg.

www.uni-due.de/eit/info_marie



Besseres Anodenmaterial für Batterien

Spätestens im Jahr 2023 soll es marktreif sein: Anodenmaterial für Lithium-Ionen-Batterien, das die Energiespeicher leistungsfähiger macht. Das Material wurde in den Laboren des Center for Nanointegration (CENIDE) der UDE bereits erprobt. Das Bundeswirtschaftsministerium fördert die Uni mit fast 1,7 Millionen Euro. Sie wird den Herstellungsprozess in dem gemeinsamen Projekt HOSALIB mit Evonik weiterentwickeln.

Bisher wird Graphit als Anodenmaterial in Lithium-Ionen-Batterien eingesetzt, doch dessen Kapazität und Fähigkeit hierfür sind weitestgehend ausgereizt. Eine vielversprechende Alternative haben UDE und Evonik hergestellt: Das Komposit aus Kohlenstoff und Silizium hat eine viel höhere Kapazität bei gleichem Volumen, zudem ist es langzeitstabil und schnell zu laden.

Nun müssen die im Labor etablierten Herstellungs- und Verarbeitungsprozesse auf die viel größeren Dimensionen der industriellen Fertigung übertragen werden. Es geht um optimale Prozesstechnik, Partikelcharakterisierung und den Bau von Anlagen in der richtigen Größe und Form, basierend auf Modellsimulationen. Im nächsten Schritt sollen die hergestellten Partikel zu Pasten verarbeitet und als Anodenmaterial auf Kupferfolie gedruckt werden.

Evonik nutzt die Strömungsmodelle sowie die UDE-Experimente für eine eigene Pilotanlage, um die richtige Zusammensetzung und Form der Partikel auch im industriellen Maßstab zu gewährleisten. (4j)

hartmut.wiggers@uni-due.de



Rohstoffe aus Abfall

Firmen, die Metalle bearbeiten, nutzen dazu Kühlschmierstoffe und Öle. Damit lässt sich die Reibung zwischen Werkstück und Werkzeug verringern, zugleich werden die entstehende Wärme sowie die Späne, die bei der Bearbeitung anfallen, abgeführt. „Die Späne enthalten dieselben Metalle wie das Fertigprodukt“, sagt der Metallurgie-Professor Rüdiger Deike. „Allerdings werden sie durch die Schmierstoffe und Öle verunreinigt, dadurch verlieren sie deutlich an Wert. Dabei sind die Legierungselemente häufig teure wirtschaftsstrategische Rohstoffe.“

Fünf Jahre hat das Team um Deike gemeinsam mit dem Institut für Energie- und Umwelttechnik (IUTA) sowie Industriepartnern untersucht, wie die Späne ökonomisch in den Wertstoffkreislauf zurückgeführt werden können – im industriellen Maßstab.

Diesen Herbst konnte dann in Herne die von ihnen entwickelte Entölungsanlage in Betrieb gehen. Hier werden die Späne mit einem Gemisch aus Wasser und Tensiden in einem mehrstufigen Prozess gewaschen und im Kreislauf anschließend getrocknet. Auch das Wasser wird gereinigt und wiederverwendet. Im Vergleich zu bisher genutzten Verfahren sinkt so der Energieeinsatz um rund 40 Prozent und die CO₂-Emissionen um gut zwei Drittel.

KOMPASS – Kontinuierliche Öl- und Metallrückgewinnungs-Prozessanlage für Schlämme und Späne – wurde vom Bundesforschungsministerium mit 1,7 Millionen Euro gefördert. (an)

www.uni-due.de/mus/kompass



Hochlegierte Stahlspäne nach der Reinigung, bereit für die Wiederverwendung.

Foto: RHM Rohstoff-Handels-GmbH

Cyberattacken verhindern

Der Bundestag, Krankenhäuser, aber auch Unis: Sie alle wurden schon Opfer von Hackern. Denn mit zunehmender Digitalisierung steigt die Gefahr von Cyberangriffen. Wie lassen sich IT-Sicherheitsfachleute und Behörden unterstützen? Könnten Frühwarnsysteme helfen? Das will das Projekt CYWARN untersuchen. Dabei soll ein Demonstrator entstehen, der die automatisierte Sammlung öffentlicher und geschlossener Datenquellen zulässt. Die Daten sollen auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft werden und eine Einordnung und Gewichtung der Informationen ermöglichen.

Das Projekt wird von der TU Darmstadt geleitet. Auch das UDE-Team um Professor Stefan Stieglitz forscht mit und bekommt dafür ein Viertel der 2 Millionen Euro Fördermittel des Bundes. Stieglitz ist Experte für Professionelle Kommunikation in elektronischen Medien/Social Media. Er wird mit seiner Gruppe elektronische Daten sammeln und auswerten, etwa aus den sozialen Netzwerken. Auch erarbeiten sie ein Kommunikationskonzept inklusive eines Dashboards für die Behörden. So sollen diese schneller IT-Sicherheitslücken identifizieren und schließen können. (be)



Foto: Bilal Gökce/CENIDE

Der Pulver-Rohstoff, beschichtet mit unterschiedlichen Nanopartikeln für den 3D-Laserdruck in verschiedenen Farben.

3D-Laserdruck in Farbe

Die Industrie nutzt bereits seit einigen Jahren 3D-Laserdrucker. Allerdings sind die Geräte teuer, groß und drucken nur weiß. Tischgeräte für zuhause wiederum können nur schwarz. Jetzt hat ein Team um Dr. Bilal Gökce Farbe ins Spiel gebracht. Statt der üblichen CO₂-Laser setzte es auf deutlich günstigere Diodenlaser. Allerdings ist das übliche Pulver-Polymer, der Rohstoff für den Druck, weiß. Es reflektiert also alle Wellenlängen des sichtbaren Lichts – leider auch die des Diodenlasers.

Daher beschichteten die Wissenschaftler die Pulverkörnchen mit Nanopartikeln aus Silber. Das vormalige weiße Polymer war nun gelb; und in Kombination mit einem Diodenlaser, dessen Strahlung besonders gut von gelben Objekten absorbiert wird, entstand der erste laserbasierte 3D-Druck in Farbe. „Da die Nanopartikel fest auf der Oberfläche der Pulverkörnchen sitzen und nicht nur hineingemischt sind, ergibt schon eine Prise von ihnen eine gleichmäßige Farbe“, so Gökce. Was mit Silber funktioniert, geht auch mit Nanopartikeln aus anderen Elementen, sodass den Farben in diesem Verfahren keine Grenzen gesetzt sind. (4j)

bilal.goekce@uni-due.de

Der Hafen als Labor

Das hat noch gefehlt: ein Versuchszentrum für innovative Hafen- und Umschlagtechnologien. Die UDE und das Entwicklungszentrum für Schiffstechnik und Transportsysteme (DST) bauen es bis Ende 2021, und das Land gibt 1,5 Millionen Euro dazu.

Im HaFoLa, wie das neue Versuchszentrum heißt, wird zur Binnenschifffahrt und Hafenlogistik geforscht. Es sollen Lösungen und Prototypen entwickelt und realisiert werden. Das geht vom Anlegen und Festmachen des Schiffs über den Güterumschlag und den Kranbetrieb bis hin zum Management von Hafeneresourcen.

HaFoLa wird aus einer 390 qm großen Halle bestehen, in der die Topografie eines Hafens abgebildet ist – samt Hafenbecken, Kaimauer, Schiffsmodellen, Containern und Umschlaggeräten. „Es wird ein Experimentierlabor geben, in dem wir untersuchen werden, wie sich die Hafen- und Schiffstechnologien weiter digitalisieren lassen“, so Cyril Alias, Leiter von HaFoLa.

Wollen die deutschen Häfen wettbewerbsfähig bleiben, geht kein Weg an der schrittweisen Automatisierung vorbei. Um maschinelles Lernen, cyberphysische Systeme und Industrie 4.0-Anwendungen zu erproben, arbeitet das DST eng mit dem Lehrstuhl für Mechatronik zusammen.

alias@dst-org.de

Warum sich junge Menschen radikalisieren

Rechts, links, islamistisch: Was bringt junge Menschen in Deutschland dazu, sich politisch abzugrenzen und sich zu radikalisieren? Welche Dynamiken entstehen? Diese Fragen untersucht in den kommenden vier Jahren das Projekt RIRA, es wird von der UDE geleitet. Teams von insgesamt fünf Universitäten analysieren, wie sich die Radikalisierung des Islam, seine pauschale Ablehnung und antidemokratische Mobilisierung immer enger verzahnen.

Terroranschläge haben weltweit für ein negatives Bild vom Islam gesorgt. Rechtspopulisten und Rechtsextreme bauen *den Islam* und *die Muslime* als neues Feindbild auf, sie verbreiten Ablehnung, Hetze und Gewalt. Junge Muslime hingegen, die von der Gesellschaft nicht anerkannt werden, wenden sich fundamentalistischen Auslegungen des Korans bis hin zu einem fanatischen Islamismus zu.

„Gleichzeitig radikalisieren sich politisch linke Gruppen; sie antworten aggressiv auf den rechten Hass, Rechtsextreme wiederum rächen sich. Es entsteht eine schwer zu durchbrechende, gefährliche Wechselbeziehung“, erklärt Susanne Pickel. Die Professorin für Politikwissenschaft leitet das Projekt. „Das große Problem ist, dass einige Jugendliche auf diese Radikalisierungsspirale anspringen und sich im Zuge dessen von der Demokratie



Anhänger der rechtsextremen Gruppe „Der III. Weg“ bei einer Demo.

abwenden. Wann und warum das so ist und weshalb man diese Konflikte nicht so einfach lösen kann, interessiert mich besonders.“

Professor Haci-Halil Uslucan vom Essener Zentrum für Türkeistudien und Integrationsforschung sieht vor allem eine Gefahr, wenn junge Menschen ungerecht behandelt werden und Religion zur Rechtfertigung von Gewalt missbraucht werde: „Autoritäre Einstellungen, Erfahrungen der Abwertung und Diskriminierung sind ein Nährboden für die Akzeptanz von Gewalt und für eine Co-Radikalisierung.“

RIRA (= Radikaler Islam versus radikaler Anti-Islam) möchte auch erarbeiten, wie man gegen eine (Co-)Radikalisierung junger Menschen intervenieren und wie man ihr vorbeugen kann. Das Bundesforschungsministerium fördert das Projekt mit 2,5 Millionen Euro, davon gehen 1 Million Euro an die UDE. (ubo)

susanne.pickel@uni-due.de

Flüssiggas statt Diesel

Flüssiggas eignet sich hervorragend als Ersatz für herkömmlichen Dieselmotoren, denn es ist deutlich umweltfreundlicher und zudem einfach zu handhaben – so das Fazit des Pilotprojekts von RWE Supply & Trading, dem Duisburger Hafenbetreiber duisport und der UDE. Gemeinsam erforschte man über zwei Jahre den Einsatz von Liquefied Natural Gas (LNG) im weltweit größten Binnhafen. Dabei kam heraus, dass LNG nicht nur eine bessere Umweltbilanz hat, sondern auch sicherer und wirtschaftlicher ist. Die Fachgebiete Mechatronik sowie Baubetrieb und Baumanagement der UDE haben das Projekt wissenschaftlich begleitet.

Stärken bündeln, Spitzenforschung fördern

Das Land NRW will den Strukturwandel im Ruhrgebiet durch Förderung der Wissenschaft weiter vorantreiben. Im Rahmen der Ruhr-Konferenz hatte sich im vergangenen Jahr der Vorschlag durchgesetzt, an der Universitätsallianz (UA) Ruhr standortübergreifende und international sichtbare Forschungszentren aufzubauen. Nun gab die Landesregierung bekannt, dass sie hierfür bis zu 75 Millionen Euro für die kommenden vier Jahre bereitstellt.

Seit 2007 schon arbeiten die Universitäten Duisburg-Essen, Bochum und Dortmund als UA Ruhr erfolgreich zusammen. Ziel der neuen Forschungszentren ist es, die Stärken der drei Hochschulen zu bündeln, um im internationalen Wettbewerb die Spitzenposition zu festigen. Für das Vorhaben wurde ein Konzept ausgearbeitet, das derzeit vom Wissenschaftsrat bewertet wird. Die Begutachtung durch eine hochkarätige Kommission wird Hinweise zur weiteren Ausgestaltung der Forschungszentren geben. Das Ergebnis steht voraussichtlich im kommenden Frühjahr fest.



Wenn einen das Fernweh packt, muss man gehen – oder kommen. In unserer Reihe porträtieren wir Studierende und Beschäftigte.



Foto: privat

Petta reddast! Kim-Sarah Jung zog's in die nördlichste Hauptstadt der Welt

Geht der Flug? Ist die Uni geöffnet und klappt das alles? Petta reddast! bekam Kim-Sarah Jung gleich zu Beginn von ihrer Vermieterin geraten. „Das ist Isländisch und heißt so was wie: Wird schon gut gehen! – und nach drei Monaten kann ich sagen: stimmt. Ich bin entspannter und flexibler geworden, wenn mal nicht alles nach Plan läuft.“

ner, das Huh der Fußballnationalmannschaft, aber auch die Bankenkrise und Vulkan Eyjafjallajökull, der mit seiner Asche den Flugverkehr lahmlegte: Island hat in den letzten zehn Jahren Eindruck hinterlassen – und zieht immer mehr Touristen an. Jung hat bisher nur gute Erfahrungen gemacht. „Die Menschen hier sind sehr freundlich und

aber alle paar Wochen. Was bisher immer ging, war, in der Uni zu lernen.“ Nach einigen Covid-19-Fällen an der Uni und einem in ihrem Umfeld ließ auch die UDE-Studentin einen Abstrich machen: positiv. Quarantäne hieß es für die Masterstudentin und ihre WG-Mitbewohner. Die Hälfte war erkrankt, aber niemand hatte ernsthafte Symptome.

Kleine bunte Häuser, Trolle, Geysire und viele Schafe

Soll man mitten in der Coronakrise für ein Semester ins Ausland gehen? Die 25-Jährige meint, dass müsse jeder für sich selbst entscheiden. Sie aber wollte. Nur wohin? „Dahin, wo man nicht gleich draufkommt, wenn man Erasmus hört.“ Es wurde Reykjavik, die nördlichste Hauptstadt der Welt.

interessiert“, erzählt die Studentin der Angewandten Kognitions- und Medienwissenschaft. An der Uni in Reykjavik lernt man sich normalerweise schnell kennen, gerade ist das jedoch schwierig, „aber es gibt ja Facebook oder WhatsApp-Gruppen.“

Die vier Studierenden verstehen sich gut – nur beim Essen gehen die Geschmäcker auseinander: Gerne gegessen werden Fisch und Seevögel, Jung bleibt da lieber bei Skyr. Gar nicht auf den Teller kommt ihr Hákarl, ein Gammelhai, der wegen seines beißenden Geruchs und starken Geschmacks nur begleitet von Schnaps gegessen wird.

Kleine bunte Häuser, Trolle und Feen, Geysire, mehr Schafe und Papageientaucher als Einwoh-

Je nachdem, wie sich die Infektionszahlen entwickeln, kann sie in Präsenz an ihren Kursen und Übungen teilnehmen. „Das ändert sich

Alle freuen sich schon auf die Weihnachtszeit. Denn dann kommen in Island gleich 13 Weihnachtsmänner und bringen kleine Geschenke. „Auf diese Tradition bin ich echt gespannt.“ (be)

„Gemütlich“ Die Deutschen sind witzig, findet Dakeishla Diaz-Morales

Laut, hektisch, betonwüstig. Echt geschockt war Dakeishla Diaz-Morales, als sie vor fünf Jahren nach Essen kam. Da, wo sie herkommt, gibt's nicht mal eine Ampel. „Sehr grün, sehr ruhig und – warm (!)“ ist Orocovis im Zentrum Puerto Ricos. Dennoch hat die fröhliche 27-Jährige aus der Karibik nicht lange gebraucht, um sich in Deutschland wohl zu fühlen. Was an vielem liege, sagt sie, allen voran an den Menschen hier, der Lebensweise und ihrer eigenen Arbeit.

Kolleg*innen, die Abwechslung, im Labor zu experimentieren und in der Natur zu forschen – was in ihrem Fall heißt: an der Ostseeküste und am Mittelmeer Schnecken und kleine Krustentiere aufspüren, die Wirte der Parasiten sind. „Diese Kombination zwischen drinnen und draußen ist perfekt. In Puerto Rico hab ich viel getaucht, um den Zustand von Korallenriffen und Seegras zu beurteilen. Aber das jetzt ist spannender.“

tionen und Worte wie *genau*, *gemütlich* oder *ach so!*. Wie sie die Deutschen sieht? Pedantisch? Nun, sie hielten sich wirklich gerne an Regeln. Humorlos und langweilig? Auf keinen Fall, widerspricht die Doktorandin energisch. Interessant und witzig seien sie, liebten gesundes Leben, Reisen, ihre Hobbys. Und backen! „Die Leute hier sind verrückt danach. In Puerto Rico kauft man Fertigmehlkuchen im Supermarkt. Also hab ich das auch so gemacht, als ich zum Geburtstag einer Freundin eingeladen war. Sie war so enttäuscht. Seitdem backe ich selbst!“

„Anfangs klang es so, als ob sie ständig wütend wären.“

Umwelttoxikologin ist Diaz-Morales, die UDE war ihre Wunsch-Uni, weil „die Aquatische Ökologie in Bereichen forscht, die mich am meisten begeistern, nämlich Umweltwissenschaft und Parasitologie.“ Hier hat sie ihren Master gemacht, jetzt promoviert sie über winzige Schmarotzer. Sie mag das harmonische Arbeiten mit den

Lange hat sie in Essen in WGs gewohnt, dabei engste Freunde gefunden. Spieleabende sind ihre Leidenschaft geworden, Deutsch eher nicht. Die Sprache findet Diaz-Morales nicht einfach, auch wenn vieles ulkig sei. „Anfangs klang es für mich so, als ob die Deutschen ständig wütend wären.“ Sie mag Wortkombina-

Anderthalb Jahre – mindestens – wird Dakeishla Diaz-Morales noch hier bleiben. Mit der stressigen Stadt ist sie versöhnt. Sie kennt Essens grüne Ecken, immer ist was los. „Mehr Radwege wären aber schön!“ Dann würde vielleicht auch der Verkehr eher wie eines ihrer Lieblingsworte: *gemütlich*. (ubo)



Foto: privat

Computerspiele, Shoppen, Pornos und Soziale Medien: Sie alle haben Suchtpotenzial – und das zunehmend online. Was dabei in den Köpfen der Nutzenden vor sich geht und wie sich ihr Verhalten möglicherweise ändern lässt, untersuchen Professor Matthias Brand und Dr. Elisa Wegmann vom Lehrstuhl für Allgemeine

Die Forschenden widmen sich den (bio-)psychologischen Prozessen, insbesondere den affektiven und kognitiven Mechanismen, die zur Online-Sucht führen. Wie werden die Nutzenden gereizt? Gelingt es ihnen, ihre Impulse und Süchte zu unterdrücken? Warum verhalten und entscheiden sie sich so? „Nur, wenn wir die

Der Psychologe und seine Kolleg*innen wollen erstmalig eine große Anzahl von über 1.300 Probanden durch diverse Fragebögen und Tests untersuchen. Auch werden Hirnscans zum Einsatz kommen.

„Wir machen einen Querschnittsvergleich zusammen mit einer Folgebefragung von Personen mit unproblematischem, mit risikantem und mit pathologischem Verhalten. So können wir die verschiedenen Stadien des Suchtprozesses aufzeigen.“ Mit ersten Ergebnissen ist in rund zweieinhalb Jahren zu rechnen. (be)

Online-Süchte

Psychologie: Kognition in einer transregionalen Forschungsgruppe. Rund 3,2 Millionen Euro bewilligte die Deutsche Forschungsgemeinschaft für die nächsten drei Jahre. Fachliche Unterstützung geben acht weitere Universitäten.

Mechanismen verstehen, wie das süchtige Verhalten entsteht und aufrechterhalten wird, können auch Prävention und Therapie dieser neuen Störungen verbessert werden“, so Brand, der Sprecher und Koordinator der Forschungsgruppe ist.

matthias.brand@uni-due.de



Mit UV-Licht gegen Corona

SARS-CoV-2-Viren können mit ultraviolettem Licht vollständig inaktiviert werden. Das zeigte eine vielversprechende Studie von Dr. Adalbert Krawczyk und Dr. Christiane Heilingloh von der Klinik für Infektiologie.

Die ultraviolette (UV) Strahlung ist der energiereichste Teil der optischen Strahlung und wird von der Sonne abgegeben. Allerdings gelangen nur das langwellige UVA-Licht und ein Teil der UVB-Strahlung, die kurzweiliger ist, bis auf die Erde. Die natürliche UVC-Strahlung der Sonne, die sehr kurzweilig und für den Menschen extrem schädlich ist, wird dagegen durch die oberen Erdatmosphärenschichten vollständig ausgefiltert.

Künstliche und natürliche UVC-Strahlung unterscheiden sich in ihrer Wirkweise nicht. Studienleiter Krawczyk: „Unsere Experimente zeigten, dass eine hohe Viruslast von mehr als einer Million Viren bereits nach neun Minuten Bestrahlung vollständig unschädlich gemacht werden konnte.“ Er betont ausdrücklich, dass sich UV-Bestrahlung nicht zur Behandlung von COVID-19-Kranken eignet. Hingegen können UVC-Lampen genutzt werden, um beispielsweise medizinische Ausrüstung zu dekontaminieren. Auch Systeme für zu Hause gibt es. Wie gut die Deaktivierung von SARS-CoV-2 mit diesen Geräten gelingt, soll in weiterführenden Studien geklärt werden.

Die Arbeit wurde von der Stiftung Universitätsmedizin Essen und der Rudolf Ackermann Stiftung gefördert und online im *American Journal of Infection Control* publiziert.

adalbert.krawczyk@uk-essen.de



Darmbakterien und Hirninfarkt

Unsere Darmflora beeinflusst das Gehirn. Ist sie geschädigt, kann das Krankheiten auslösen, etwa Schlaganfälle. Neurowissenschaftler Dr. Vikramjeet Singh erforscht, wie das Zusammenspiel von Darmbakterien und Immunzellen einen Hirninfarkt beeinflusst. Hierbei schaut er sich vor allem die Mikrobenvielfalt im Darm und so genannte Neutrophile an. Letztere sind für die Erstabwehr von Erregern zuständig. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft fördert Singhs Studie mit 430.000 Euro.



Eine Klasse in einer nordschwedischen Dorfschule in den 1920ern.

Schützt Bildung vor Demenz?

Alzheimer und ähnliche Krankheiten treffen häufiger Menschen mit geringem Bildungsabschluss, weshalb Bildung bisher als vielversprechender Faktor galt, mit dem sich das Risiko einer Demenzerkrankung aktiv verringern lässt. Um bis zu sieben Prozent senke jedes Schuljahr die Gefahr, hieß es. Ein internationales Team um den Gesundheitsökonom Professor Martin Karlsson hat diesen kausalen Zusammenhang nun ins Wanken gebracht – anhand einer Schulreform in Schweden.

Zwischen 1930 und 1950 wurde nach und nach in ganz Schweden die Schulpflicht von sechs auf sieben Jahre verlängert – eine gute Voraussetzung für Karlsson herauszufinden, ob mehr Bildung an sich einen Unterschied machte. „Die verlängerte Schulzeit war verpflichtend für alle 13-Jährigen“, erklärt er, „unabhängig von Intelligenz, Charakter, sozialem Umfeld oder anderen Faktoren, die normalerweise die Entscheidung beeinflussen, wie lange man zur Schule geht.“

Die Forschungsgruppe verglich die unterschiedlich lange Ausbildung mit Demenzdiagnosen von 1,3 Millionen Menschen der Geburtsjahrgänge 1920 bis 1936. Eine parallele Studie zum Arbeitsmarkterfolg zeigte, dass die verlängerte Schulzeit sich nicht nennenswert auf den Status im späteren Leben auswirkte: Berufswahl und Einkommen sowie die damit verbundenen Möglichkeiten zur gesunden Ernährung oder Krankenversorgung veränderten sich nach der Reform durchschnittlich nicht.

Mehr Bildung schützt also nicht zwingend vor Demenz. Eine Korrelation gibt es laut Karlsson schon: „Wichtige Faktoren für den schulischen Erfolg – zum Beispiel Intelligenz oder der sozioökonomische Hintergrund – beeinflussen auch unseren Alterungsprozess.“ (4j)

Das American Journal of Epidemiology berichtete:
DOI: 10.1093/aje/kwaa255



Das heimliche Virus erforschen

Viele Menschen sind unwissentlich mit Hepatitis-B infiziert. Bei einer Infektion reagiert das angeborene Immunsystem gar nicht oder nur schwach, weshalb das Virus auch als „heimliches Virus“ bezeichnet wird. Eine Behandlung kann bislang den Krankheitsverlauf nur bremsen, aber in der Regel nicht heilen. Warum dies so ist, erforscht die Hepatologin Dr. Ruth Bröring mit einem Team der chinesischen Wuhan University. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft fördert ihre Forschung mit 270.000 Euro.

Virusinfektionen geht unser Körper durch die Produktion spezialisierter Eingreiftruppen an. Klinische Studien an Hepatitis-B-Erkrankten haben jedoch gezeigt, dass die Induktion einer angeborenen Immunantwort fast nicht nachweisbar ist. Unter Verdacht dafür stehen die Virusproteine HBeAg und HBsAg. Die Mechanismen, die durch diese beiden kontrolliert werden, nimmt Brörings Projekt in den Blick. Das Forschungsteam hofft, durch ihre Entschlüsselung zur Entwicklung neuer Behandlungsstrategien für die chronische Hepatitis-B-Infektion beitragen zu können.

ruth.broering@uni-due.de



Leberschäden vorbeugen

Die Autoimmunhepatitis (AIH) ist eine seltene und chronisch verlaufende Erkrankung. Aufgrund einer Fehlregulierung des Immunsystems zerstört es die eigenen Leberzellen und löst so eine Hepatitis, eine Leberentzündung, aus. Im schlimmsten Fall kommt es zu einer Leberfibrose. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft unterstützt das Vorhaben der Klinik für Gastroenterologie und Hepatologie zur Entwicklung neuer zellulärer Therapien mit rund 340.000 Euro.

Gesucht werden Therapieansätze, die das Immunsystem zwar daran hindern, die eigenen Leberzellen zu attackieren, die aber gleichzeitig die Immunkompetenz der Erkrankten gegen von außen eindringende Erreger erhalten.

Neu an der Uni

 Mehr über die Neuberufenen und weitere Personalien lesen Sie online: www.uni-due.de/aktuell/zur_person



Forschen mit Herzblut

Herzinfarkte gehören zu den häufigsten Todesursachen. Dr. **Petra Kleinbongard** ist Professorin für Kardioprotektion. Neben dem Schutz der Herzmuskelzellen untersucht sie, wie die Blutgefäße geschützt und der Blutfluss in den Herzkranzgefäßen verbessert werden kann.

udue.de/kleinbongard



KI gegen Krebs

Krebs bekämpfen mit maschinellem Lernen: Dr. Dr. **Jens Kleesiek** nutzt KI bei der Suche in medizinischen Daten nach Mustern für die Krankheit. Er hat die Professur für Translationale bildgestützte Onkologie inne.

udue.de/kleesiek



Spezialist für Nieren

Er forscht an neuen Biomarkern in Blut, Urin und T-Zellen, mit denen sich Krankheiten erkennen und einschätzen lassen – besonders bei Kindern. Nierenspezialist Dr. **Lars Pape** ist Professor für Kinderheilkunde. udue.de/pape



Sweet Home wird smart

„Die Vision einer vernetzten Umgebung treibt die Entwicklung flexibler Elektronik voran“, sagt Dr. **Franziska Muckel**. Sie ist Juniorprofessorin für Elektroenergetische Funktionsmaterialien und entwickelt u.a. Photosensoren und Lichtemitter.

udue.de/muckel

Fotos (8): Frank Preuß



Medical Data Science

Je besser die Medizintechnik ist, desto aussagekräftiger kann die Diagnose sein. Dr. **Folker Meyer** plant u.a., Daten zum so genannten Mikrobiom in klinische Prozesse zu integrieren. Er ist Professor für Medizininformatik, Schwerpunkt Medical Data Science. udue.de/folkermeyer



Herzschwäche therapieren

Wie entsteht Herzschwäche, wie kann die Therapie optimiert werden? Das u.a. untersucht Dr. **Peter Lüdiike**. Er ist neuer Professor für Herzinsuffizienz. Ein aktuelles Projekt dreht sich um entzündliche Regenerationsprozesse des Herzmuskels.

udue.de/luediike



Patienten ins Zentrum

Als Gott in Weiß sieht sich Dr. **Jürgen in der Schmitt** nicht. Der Professor für Allgemeinmedizin möchte Patient*innen vielmehr zeigen, wie sie selbstbestimmte Entscheidungen treffen können. Er will eine patienten-zentrierte Versorgungsforschung etablieren.

udue.de/inderschmitt



Politik in Südkorea

Südkorea ist die elftgrößte Volkswirtschaft der Welt. Dr. **Hannes B. Mosler**, Professor für Politik und Gesellschaft Koreas, beschäftigt sich mit der Verfassung des westlich orientierten Landes sowie mit dem Populismus in Ostasien während der Corona-Zeit. udue.de/mosler

Atemnot lindern

Wenn die Luft chronisch wegbleibt, wird einem angst und bange. Dr. **Michaela Schedel** erforscht die Ursachen von Atemwegserkrankungen. Sie ist Professorin für genetische und molekulare Mechanismen in der Entstehung respiratorischer Erkrankungen.

udue.de/schedel



Killerzellen gegen Krebs

Bösartige Lymphome sind die fünfthäufigste Krebs-Todesursache in der westlichen Welt. Wie ihre Behandlung durch zelluläre Immuntherapie optimiert werden kann, erforscht Dr. **Christian Reinhardt**. Er ist neuer Professor für Innere Medizin (Hämatologie).

udue.de/reinhardt



Nachhaltige BWL

Dr. **Dominik Kress**, BWL-Professor für Datenanalyse, entwickelt Techniken für nachhaltige Personaleinsatzplanung. Er untersucht zudem, wie Container-Terminals automatisiert gesteuert und Drohnen beim Warentransport eingesetzt werden können.

udue.de/kress



Fotos (10): Frank Preuß

Herzschäden

Dr. **Matthias Totzeck**, neuer Professor für Allgemeine und Akutkardiologie, erforscht neue Verfahren beim akuten Herzinfarkt. Damit sich Herzschäden eindeutiger charakterisieren lassen, nutzt er u.a. die 3D-Analyse von Gewebeproben.

udue.de/totzeck



Digital & mobil

Wie verändern die neuen Technologien die Mobilitätsindustrie? Welche innovativen, branchenübergreifenden Geschäftsmodelle können Unternehmen entwickeln? Das u.a. erforscht Dr. **Ellen Enkel**. Sie ist Professorin für Allgemeine BWL und Mobilität.

udue.de/enkel



Foto: Bettina Engel-Albusin

Leberleiden

Erkrankt die Leber, passiert das meist schleichend und wird oft spät erkannt. Dr. **Christian Lange** erforscht u.a., wie sich die Leberzirrhose entwickelt und das Versagen des Organs entsteht. Er ist Professor für Translationale Hepatologie. Die immunologischen Mechanismen interessieren ihn besonders.

udue.de/lange



Impfstoff gegen HIV

Vollständig heilen lässt sich HIV bisher nicht, und für eine Schutzimpfung fehlt ein entsprechender Impfstoff. Dr. **Christina B. Karsten** möchte dazu beitragen, dass dieser entwickelt wird. Sie hat die Juniorprofessur für Impfstoffentwicklung inne. udue.de/karsten



Energiewende

Erreicht wird die Energiewende nur, wenn wir auch neue Wege gehen. „Wir müssen dafür die Technik unserer elektrischen Energieversorgung umstellen“, sagt Dr. **Hendrik Vennegeerts**. Der Professor für Elektrische Energiesysteme untersucht, wie das klappt und die Netze dabei optimiert werden können.

udue.de/vennegeerts



Roboter im OP

Dr. **Stefan Mattheis** ist Professor für Endoskopische Kopf-Hals-Chirurgie und Robotik. Tumor-OPs möchte er u.a. mit Virtual und Augmented Reality in 3D vorplanen, Robotik- und KI-basierte Therapiekonzepte für Eingriffe entwickeln; auch befasst er sich mit teilautonomen Operieren.

udue.de/mattheis



Immunantwort

An einer Blutvergiftung erkranken in Deutschland jährlich über 300.000 Menschen, rund 70.000 sterben. Wie der Organismus auf die Erreger reagiert, erforscht Professor Dr. **Thorsten Brenner**. Er ist zugleich Direktor der Klinik für Anästhesiologie und Intensivmedizin.

udue.de/brenner



Zeitaufgelöst forschen

Unsere Welt existiert in 3D. Aber nicht alles beugt sich diesem Maßstab. Dr. **Martin Mittendorff**, Professor für Experimentalphysik, untersucht etwa, was in ultradünnen 2D-Materialien steckt. Methodisch nutzt er dazu die Terahertz-Spektroskopie. Damit kann er zeitaufgelöst materielle Proben beobachten.

udue.de/mittendorff



Foto: privat



Gesehen auf einer Damentoilette am Campus Essen (T01, Erdgeschoss).

Anonyme Poetin

Stille Örtchen sind ein Quell der Inspiration – für jene, die mit Filzstift gegen blanke Wände vorgehen, aber auch für die anderen, die sich Sprüche und Zeichnungen anschauen. Mag das literarische bzw. künstlerische Niveau auch nicht immer hoch sein – kurzweilig ist's und offenbart manchmal sogar die eine oder andere Lebensweisheit. Gefallen hat neben obigem Satz auch dieser: *Internet macht Hintern fett*. Merke: Die Klotür ist eine analoge Kommunikationsplattform. Und das F in Unifersität steht natürlich für Fun.

Kommen Sie schon ...

Rücken Sie es raus! Wir sagen es auch weiter – hier in unserer Rubrik Eselsohr. Wir sind gespannt auf Ihre Ideen, Anekdoten und Erlebnisse: presse@uni-due.de

IMPRESSUM

Herausgegeben vom

Ressort Presse in der
Stabsstelle des Rektorats der
Universität Duisburg-Essen,
45117 Essen, presse@uni-due.de

Verantwortlich:

Ulrike Bohnsack
T. 0203/37 9-2429

Mitarbeit an dieser Ausgabe:

Cathrin Becker (be)
Ulrike Bohnsack (ubo)
Julius Klemm
Dr. Alexandra Nießen (an)
Frank Preuß
Andrea Schröder
Isabelle Sprang
Birte Vierjahn (4j)

Layout:

Ulrike Bohnsack

Titelbild:

Martin Nigl

Druck:

OFFSET COMPANY
Wuppertal

18. Jahrgang, Nr. 2
Dezember 2020
ISSN 1612-054X

Nachdruck und
Reproduktion von
Beiträgen und Fotos
nur mit Zustimmung
der Redaktion



BPC-165FF

